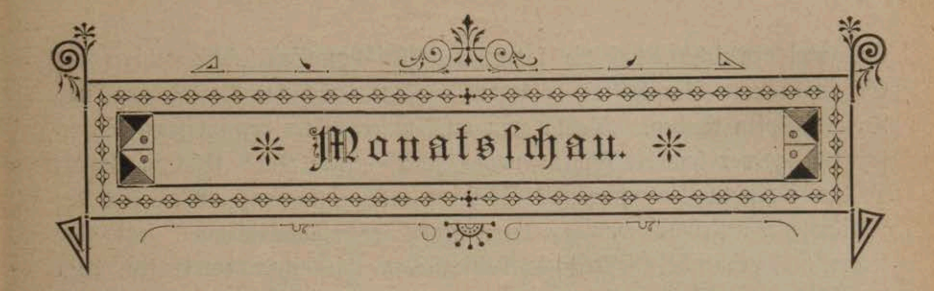



Am 10. August werden es 100 Jahre, daß Leopold Zunz als Kind eines armen Lehrers zu Detmold das Licht der Welt erblickt hatte. — 100 Jahre! Welch' eine gewaltige Zeit für den, der zurückzuschauen vermag, der die geistige Entwicklung dieses Jahrhunderts an sich vorüberziehen lassen, sein erstes und letztes Jahr an einander prüfen und messen kann. — Wenn Jemand noch in Versuchung gerathen wollte, das Judenthum außerhalb der Weltbewegung stehend erachten und es eine gesonderte Gesammtheit nennen zu wollen, so nehme er die Geschichte dieses Jahrhundertes vor, und er wird staunend wahrnehmen, daß Israel die empfindlichste Magnetnadel für alle Geistesrichtungen der Zeit war und ist. Jeden Pulsschlag der Zeit spürte Israel, und von jedem der ehernen Tritte, mit welchen die Ereignisse die Welt durchmaßen, erzitterten die alten Häuser der Judenviertel. Die Geschichte der Juden dieses Jahrhunderts ist ein Bild der Welt im Kleinen. — Israel hatte seinen großen Encyclopädisten in Mendelssohn, seine Revolutionäre in Geiger und Holdheim, seinen Conservativen in Samson Rafael Hirsch, seinen Historiker in Grätz, seinen Archäologen in Rapaport und seinen Entdecker in Zunz. — Leopold Zunz! Was dieser Name für das moderne Judenthum bedeutet, läßt sich kaum wiedergeben. — Wenn es uns gelingen sollte, das Judenthum glücklich in ruhige Bahnen zu lenken, wenn es gelingen sollte, das Judenthum in dieser gefährlichsten aller Zeiten unbeschadet und geläutert zu retten, so werden wir Zunz als den Urheber dieser Entwickelung preisen müssen, und wenn eine Zeit kommen wird, wo auch jüdischen Gelehrten Denkmäler errichtet werden, so wird das erste Denkmal Leopold Zunz gebühren. Denn es läßt sich nicht leugnen, eine neue Entwicklungsform des Judenthums ist im Entstehen begriffen, das Judenthum der Wissenschaft. Es mag uns heute noch recht wehe thun, aber wir können uns nicht der Einsicht und

Erkenntnis entziehen, daß die kommenden jüdischen Geschlechter weniger aus Satzungen und Vorschriften, als aus unserer Geschichte Begeisterung und Treue schöpfen werden. Wohl waren auch unsere Väter der jüdischen Wissenschaft treu, vor hundert Jahren nahm jeder bessere Jude thätigen Antheil an der jüdischen Gelehrsamkeit. Doch es war eine ganz andere Art der Theilnahme. Früher war es Entwicklung des Talmudismus, jetzt aber sammelnde, ordnende und kritische Wissenschaft. Als einer der Ersten, dazu den festen Grundstein gelegt zu haben, ist das Verdienst von Leopold Zunz. — Als er im Jahre 1818 mit seiner ersten Arbeit: „Etwas über rabbinische Literatur" auftrat, ging ein Flüstern und Rauschen durch die Zweige der verlassenen Trauerweide. Die Aeste dehnten und streckten sich, ihr Grün ward markig und augerfreuend, als wollten sie den Vorübergehenden zurufen: sehet nur her, was der sorgsame Gärtner schaffen kann. — Es ist das Zunzens großes Verdienst, daß er unwiderlegbar bewies, daß jene alten, vergilbten Bücher wissenschaftlich behandelt werden können, daß diese Bibelerklärer, diese Philosophen, die Tossafisten und Poëtanim einen integrirenden Theil der Weltliteratur bilden, daß die Culturgeschichte der Menschheit durch sie beleuchtet und erhellt wird, daß sie oft maßgebend auf christliche Gelehrte, somit auf das Christenthum einwirkten, daß sie die höchsten Ideale der Religion trugen und verbreiteten. Das alles hat Zunz wohl nicht ausgeführt, doch immer wieder und wieder angeregt, darauf angespornt und hingewiesen und wird so mit Recht der Bahnbrecher und Pfadfinder der jüdischen Wissenschaft genannt, dessen Werke unschätzbar bleiben und einen bleibenden Platz in der Weltliteratur einnehmen werden, selbst wenn der Ausbau aller Theile schon vollendet dastehen wird.

Gewiß! Erst in späten Jahrhunderten wird der Traum, welcher Zunz stets vorgeschwebt hat, sich zur realen Wirklichkeit verdichten. Heute, 76 Jahre nach dem Erscheinen des ersten Werkchens, in welchem Zunz in epigrammatischer Kürze sein ganzes Programm aufgestellt hat, sind wir erst am Anfange des Anfanges. Die jüdische Wissenschaft ist da, aber die Anerkennung, die Förderung fehlt. Im Jahre 1845 hat Zunz das geflügelte Wort gesprochen: „Die Gleichstellung der Juden in Sitte und Leben wird aus der Gleichstellung der Wissenschaft des Judenthums hervorgehen". Und Zunz hat diesen Satz wohl begründet. Die Leiter des Mittelalters waren die christlichen Theologen. „Diese haben jüdische Bücher stets nur aus einem einseitigen Standpunkte, . . . . . betrachtet: als Zeugen oder als Widersacher eines siegenden Christenthums . . Diese Theologen diktirten den Staaten die Gesetze gegen die Juden, und unter der Herrschaft solcher den Haß und die Verachtung der Juden nährenden Einrichtungen wuchs ein Juden verfolgender Pöbel auf". Die christlichen Ge-

lehrten haben die jüdischen Bücher demnach immer von dem Standpunkte aus betrachtet, daß sie Feindschaft gegen das Christenthum als Religion, direkt oder indirekt, verbreiten. Dadurch entstanden Druck und Verfolgung der Personen, Censur und Verbrennung der jüdischen Bücher. Soll nun das erste aufhören, soll die Emancipation der Personen durchgeführt werden, so müssen unsere Bücher vorerst anders beurtheilt werden. „Man erkenne und ehre in der jüdischen Literatur eine organische geistige Thätigkeit, die den Weltrichtungen folgend auch dem Gesammt-Interesse dient . . . Dieses stets unbenützte Schriftthum, nie bezahlt, oft verfolgt, dessen Urheber nie zu den Mächtigen der Erde gehörten, hat eine Geschichte, eine Philosophie, eine Poesie, die es anderen Literaturen ebenbürtig machen; werden, dies zugegeben, nicht die jüdischen Autoren und die Juden überhaupt alsdann das Bürgerrecht des Geistes erlangen müssen? Muß dann nicht aus dem Born der Wissenschaft Humanität sich unter das Volk ergießen, Verständigung und Eintracht bereitend?" — Ein halbes Jahrhundert ist seitdem vergangen, daß Zunz diese Worte niedergeschrieben. Wie steht es heute? Nicht besser wie ehedem! Die jüdischen Bücher kennt man ebensowenig wie früher, und der alte Aberwitz über die Feindschaft verkündenden jüdischen Schriften wird ruhig weiter gepredigt. So weit hat es die Civilisation nach einem halben Jahrhundert, in einem Jahre, in welchem das Flugrad vielleicht erfunden werden wird, gebracht. — Wie denn anders! Eine bübische Kundgebung, wie sie in diesen Tagen gegen den allverehrten Nothnagel in Scene gesetzt wurde, wäre vor 100 Jahren unmöglich gewesen. Wo solches geschieht, müssen wir bescheiden uns beugen und in Demuth warten, bis ein anderes Geschlecht wieder Achtung vor der Wissenschaft kennen wird. — Doch nicht allein von außen spähen wir vergebens nach Anerkennung, auch in der eigenen Mitte fehlt sie, ja, fremdem Einflusse folgend, ist sie geringer geworden, die jüdische Wissenschaft wird viel weniger gepflegt, viel weniger gefördert, wie es ehedem, noch vor zwei Jahrzehnten, geschah. Vor Jahrzehnten blühte in Prag der Afike Jehuda-Verein, heute ist er vollständig erloschen, verdorrt, verwelkt. Sind die Ideale, die ihn gründen halfen, minderwerthige geworden? Nein! Aber verloren gegangen sind sie denen, die berufen wären, sie zu pflegen mit aller Zärtlichkeit und Liebe. — Sehen wir uns die Zustände in den kleineren und größeren Gemeinden des Landes etwas näher an. Was geschieht da? Sehr, sehr wenig!

Möge das Andenken an den unsterblichen Zunz, das gewiß jeder Rabbiner in seiner Gemeinde feiern wird, die Erinnerung an seine Verdienste, an seine Liebe und Begeisterung auch in unsern Herzen die verborgene Flamme wieder hell aufleuchten lassen, daß Licht und Erkenntnis, dadurch Ehrfurcht und Anerkennung sich in Israel verbreiten, daß unsere

Wissenschaft von uns selbst gewartet und gepflegt werde, daß sie einst als Zierde und Schmuck ihren Einzug in die Weltliteratur halte, uns selbst Gerechtigkeit und Gleichstellung endgiltig verschaffend!

Dr. Ignaz Ziegler.



# Das Bibellesen als Lehrmittel.

Von Dr. Adolf Kurrein.

Anders lesen die Erwachsenen die Bibel zu ihrer Erbauung, anders lesen sie die Kinder, oder besser, anders muß sie mit ihnen gelesen werden, sollen sie die richtige Belehrung, den Religionsunterricht daraus erhalten. Beim Bibellesen mit den Kindern kann es sich weder um *Geschichten für Kinder*, noch um *Geschichte in erster Linie* für die Schüler handeln. Es ist das Wort Gottes, das gelesen wird, das unterweisen und belehren, erziehen und unterrichten soll, wie wir ein gottgefälliges Leben führen, wie wir Gott und Menschen gefallen. Darauf muß vornehmlich die Aufmerksamkeit des Schülers gelenkt werden. Es ergibt sich von selbst, daß infolgedessen nicht das Hauptgewicht auf die *Darstellung* der Begebenheiten gelegt werden kann, sondern auf das richtige *Verständnis* der ihnen zugrundegelegten *Lehren*, auf das genaue *Erfassen der frommen und sittlichen oder gegentheiligen Handlungsweise* der Menschen und auf die *Offenbarung Gottes* aus den *Ereignissen* des Lebens. Da ist oft ein Satz, oft ein Wort ausschlaggebend, das herausgefunden und für den Unterricht festgehalten werden muß, und je mehr erklärt, je weniger unverstanden zurückbleiben wird, desto nachhaltiger und erfolgreicher wird die Belehrung aus der heiligen Schrift auf den Schüler wirken. Das verlangt aber eine zielbewußte methodische Behandlung des Bibellesens. Um diese jedem anschaulich vor Augen zu führen, mögen hier Lehrproben aus der Thora, aus den Psalmen und aus den Propheten folgen und die Methodik des Bibellesens auf den verschiedenen Altersstufen und in den aufeinanderfolgenden Schulklassen darstellen.

## I. Lehrprobe aus der Thora. (Für Gymnasialschüler.)

*Die Schöpfungsgeschichte.* I. Buch, 1. C.

1. Stunde.

Das Buch, welches noch unaufgeschlagen vor euch liegt, nennen wir die heilige Schrift oder die Bibel.

Heilige Schrift nennen wir das Buch, weil es den Geist zu frommen, heiligen Gedanken führt, ein religiöses Leben uns lehrt, wie es Gott selbst geoffenbart, wie es fromme Männer im heiligen Geiste Gottes uns vorgelebt oder beschrieben haben.

Bibel heißt im Griechischen das Buch. Man nannte die heilige Schrift das Buch, d. h. das allgemein bekannte und verehrte, das einzige heilige Buch, das Buch von Gott und über Gott.

Die heilige Schrift umfaßt 24 Bücher. Diese werden in 3 Gruppen getheilt: 1. Die Thora. 2. Die Newiim, die Propheten. 3. Die Chessuwim, Schriften verschiedenen Inhalts. Nach den 3 Anfangsbuchstaben nennt man hebräisch die heilige Schrift The Na Ch.

Unsere Beschäftigung wendet sich dem ersten Drittheile, der Thora, zu. Was ist die Thora? Die Thora ist unsere eigentliche Religionslehre. Thora heißt die Lehre, und man versteht darunter die Lehre Gottes, eigentlich Thorass Adonoi. Man nennt sie auch Thorass Moschéh, die Lehre Moses, in Hinblick auf den Vers (V. B. 4,44): „Und das ist die Thora, die Moses den Kindern Israel vorgelegt".*) Thorass Moschéh, die Moseslehre, ist die Bezeichnung der Gotteslehre infolge des Verses (V. B. 33, 4.): „Die Thora hat uns Moses überantwortet als Erbtheil der Gemeinde Jacobs".*)

Der Name „Moseslehre" will somit nicht sagen, daß Moses der Stifter der israelitischen Religion ist, sondern daß Moses die Gotteslehre dem Volke Israel auf Gottes Geheiß mitgetheilt, gelehrt, erklärt und zur Beobachtung empfohlen habe.

Die Thora, die Gotteslehre, enthält die von Gott dem ganzen Volke Israel geoffenbarten 10 Gebote, ferner die von Gott dem Moses mitgetheilten übrigen Gebote und Lehren und endlich die Geschichte der Schöpfung, der Patriarchen und des Volkes Israel bis zum Tode Moses.

Die Thora wird in 5 Bücher eingetheilt, sie heißt darum auch Chamischoh chomĕsché thoro, die fünf Fünftheile der Thora. Das 1. Buch Bereschiss, der Anfang, erzählt von der Schöpfungsgeschichte bis zum Tode Josefs. Das 2. Buch Schemoss, die Namen, beginnt mit der Geschichte der Söhne Jacobs, deren Namen aufgezählt werden, und schließt mit dem Aufbau der Stiftshütte. Das 3. Buch Wayikro, Er rief, (den Moses) enthält die Lehren der Gottesverehrung und Sittlichkeit. Das 4. Buch Bamidbor, in der Wüste, stellt die Wüstenwanderung dar. Das 5. Buch Deworim, die Reden, verzeichnet die abschließende Lehrthätigkeit Moses.

*) Diese beiden Verse sollen in hebräischer Sprache und Schrift für die Schüler an die Tafel geschrieben, von dem Lehrer vor=, von den Schülern im Chor nachgesprochen und ihnen eingeprägt werden.

Alle diese 5 Bücher lehren die Gotteserkenntnis, d. h. die Erkenntnis, daß es einen Gott gibt, und wie dieser Gott ist; und die Gottesverehrung, d. h. die Handlungen, die man Gott und Menschen gegenüber zu üben hat. Diese Belehrungen sind in der Thora nicht in fortlaufenden Lehrsätzen, sondern zerstreut und gelegentlich ausgesprochen und in den Geschichten und Lebensbildern der Patriarchen und Propheten enthalten.

Die Lehren der Thora sind für uns Israeliten, sofern sie nicht ausdrücklich beschränkt, immer und überall bindend. Sie sind, wie bereits gesagt, ein Erbtheil der Gemeinde Jacobs. Wir übernehmen von den Eltern die Verpflichtung, die Thora zu lesen, zu lernen, zu lehren und zu erfüllen; denn es heißt (V. B. 29. 13, 14): „Nicht mit euch allein schließe ich diesen Bund und diese Vereidigung, sondern mit dem, der heute hier mit uns ist, wie mit dem, der heute hier nicht mit uns ist.“

## 2. Stunde.

Nachdem die 1. Stunde in wenigen kurzen bezeichnenden Sätzen wiederholt, beginnen wir mit dem ersten der fünf Bücher, Béréschiss.

Wie die meisten der alten hebräischen Bücher führt es seinen Titel nach dem ersten Worte, mit welchem es beginnt: Béréschiss im Anfang. Der erste Abschnitt erzählt vom Anfang, d. h. von der Schöpfung der Welt. Schon lauschet ihr neugierig mit gespannter Aufmerksamkeit und erwartet zu hören die Wunder der Urzeit, die vorweltlichen Geheimnisse und alles, was bisher der menschlichen Erfahrung und Beobachtung verschlossen war. Wenn ihr das erwartet, so werdet ihr euch enttäuscht finden. Die Gotteslehre will die Menschen nicht von der Wirklichkeit ablenken, sie will sie nur mit dem, was dem menschlichen Verständnisse zugänglich und begreiflich ist, beschäftigen. Selbst die Lehren der Naturwissenschaft werden da nicht vorgetragen, weil die heilige Schrift nur die Menschen religiös und sittlich erziehen will, die wissenschaftliche Ausbildung des Geistes dem eigenen Verstande, dem Fleiße und der Beobachtung der Menschen selber überläßt. Die Schöpfungsgeschichte ist so dargestellt, daß das Kind und der natürliche Menschenverstand sie so denken und begreifen kann. Aus diesem Grunde passen auch die verschiedensten naturwissenschaftlichen Systeme in dieses allgemeine Bild.

Wir lassen nun die heilige Schrift selbst sprechen:

Es liest nun der Lehrer klar und deutlich mit entsprechender Betonung die Schöpfungsgeschichte aus dem I. Buche, Capitel 1 bis 2, V. 4.

Durch kurze und klare Fragen überzeugt sich der Lehrer, ob der stoffliche Inhalt den Schülern bekannt geworden. Ist dieses der Fall, dann läßt der Lehrer einen Schüler den ersten Vers lesen: Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde. Der Lehrer fragt: Wer schuf Himmel und Erde?

Antw.: Gott schuf Himmel und Erde. Der Lehrer: Welche Lehre gibt uns somit der erste Satz der heiligen Schrift? Antw.: Gott ist der Schöpfer der Welt. Der Schüler liest weiter bis zum 3. Vers: Gott sprach: Es werde Licht und es ward Licht. Der Lehrer erklärt nun die beiden ersten Verse als Aufschrift der Beschreibung der Schöpfung, als allgemeine Einleitung zu der nun folgenden Ausführung im Besondern. Das erste Werk Gottes ist das Licht. Mit welchen Mitteln wurde das erzeugt? Mit dem bloßen Worte Gottes; das will sagen, mit der bloßen Willensäußerung Gottes wurde das erste Werk vollbracht. Wer mit seinem Worte, mit seinem Willen schon das Werk hervorruft, der muß alle Macht besitzen. Gott ist allmächtig. Diese Lehre entnehmen wir dem Satze: Gott sprach: Es werde Licht und es ward Licht. [Gedenken wir nicht beim Gottesdienste und bei einer gottesdienstlichen Handlung des ersten göttlichen Schöpfungswerkes, des Lichtes? Gewiß, bei der Hawdala, mit welcher wir beim Beginne der Werktage von der Sabbathruhe Abschied nehmen und Gott den Lehrer und den ersten Vertreter der Arbeit als Schöpfer des Lichtes preisen.]

Gott sah, daß das Licht gut war, und Gott schied zwischen dem Licht und der Finsternis.

Ist ein Werk nicht nur nach dem Plane des Meisters gelungen, sondern entspricht es auch in der Welt und bei den Menschen dem beabsichtigten Zwecke, so ist der Schöpfer weise. Gott muß demnach weise sein und wenn alles, was er gemacht, gut ist, dann ist Gott allweise.

Gott scheidet Licht und Finsternis, nennt sie Tag und Nacht. Gott weist jedem sein Gebiet, seine Grenze, seine Bestimmung und seinen Wirkungskreis an. Nichts ist in Gottes Schöpfung überflüssig, und alles hat die von Gott vorgezeichnete Ordnung einzuhalten. Gott regiert die Welt.

Dieser allmächtige, weise und ordnende Geist Gottes zeigt sich auch beim zweiten Tage, an dem sich die obern von den untern Wässern scheiden und nach göttlicher Anordnung alles bleibend sich vollzieht, denn „es geschah also“. Auch der dritte Tag mit der dreifachen Schöpfung, nämlich mit der Sammlung der Gewässer, mit dem Hervortreten der festen Erde und mit der Pflanzensaat — die Pflanzen kamen da noch nicht zum Vorscheine — beleuchtet die allmächtig ordnende und regierende Hand Gottes, seine Allweisheit, die sah, daß „alles gut war“.

Die Schöpfung der großen und kleinen Lichter beweist noch eingehender die erwähnten Eigenschaften Gottes und gibt ein Bild der fürsorgenden Güte Gottes, der die Lichter den Späterkommenden zu Zeichen, zu Zeiten vorbereitet.

Der fünfte Schöpfungstag spricht ausdrücklich Gottes Güte und Liebe zu den Geschöpfen aus, denn es wird gesagt: „Gott segnete sie und sprach:

Seid fruchtbar und mehret euch und füllet die Gewässer der Meere, und viel seien die Vögel auf der Erde". Gott gibt den lebenden Geschöpfen seinen besondern Segen, will daß sie gedeihen und sich erhalten, zumal ihrem Leben so mancherlei Gefahren drohen, denn sie verzehren sich gegenseitig und sollen überhaupt zur Speise dem Menschen dienen. Gott ist allgütig.

Nachdem Luft und Wasser mit lebenden Wesen bevölkert ist, erhält auch die Erde ihre Bevölkerung an allerlei Gethier. Damit schließt jedoch das Werk des sechsten Tages nicht. „Gott sprach: Laßt uns einen Menschen machen in unserem Bilde nach unserer Aehnlichkeit, und sie sollen bewältigen die Fische des Meeres, die Vögel des Himmels und das Vieh und die ganze Erde und all das Gewürm, das sich reget auf der Erde". Als das letzte und vornehmste Geschöpf läßt Gott den Menschen in die Schöpfung eintreten. Die ausgezeichnete und bevorzugte Stellung des Menschen wird klar ausgesprochen in dem Gottesworte: wir wollen einen Menschen machen. Ehe Gott an diese Schöpfung ging, entwarf er den entsprechenden wohlerwogenen Plan, nach welchem der Mensch gottähnlich werden sollte. Diese Aehnlichkeit des Menschen mit Gott kann sich nur auf den ewigen Geist, auf die unsterbliche Seele, auf das vernünftige Denken und das moralische Bewußtsein beziehen, zumal der Mensch in seinem Körper dem Thiere ähnlich ist, Gott aber ohne Körper gedacht werden muß. Seinen Plan und seine Gedanken übersetzte Gott in That: „Und Gott schuf den Menschen in seinem Bilde, im Bilde Gottes schuf er ihn, Mann und Weib schuf er ihn." Mann und Frau sind Ebenbilder Gottes und haben ihre Bestimmung, in Geist und Moral Ebenbilder Gottes zu sein und zu bleiben. Auch dem Menschen folgt die Güte, Liebe und Fürsorge Gottes ins Leben und begleitet ihn durchs Leben, denn: Gott segnete sie und sprach zu ihnen: „Seid fruchtbar und zahlreich und füllet die Erde und machet sie euch unterthan." Das Kraut und die Baumfrüchte weist er ihnen und auch den (V. 29 u. 30) Thieren zur Nahrung an. Am Schlusse findet Gott die ganze Schöpfung sehr gut, sie war seinem Plane und seinen Absichten entsprechend gelungen und bleibt die Verkünderin der Allweisheit Gottes.

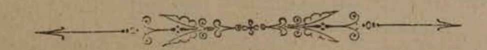
Himmel und Erde waren vollendet, damit aber noch nicht die Weltordnung. Mit dem siebenten Tage erst, indem Gott an demselben ruhte, vollendete er die Welt. Soll das Schöpfungswerk fortbestehen, dann müssen Ruhe und Arbeit sich ablösen. Darin ruht der Segen und die Heiligung des Sabbath. Durch die Sabbathruhe denkt der Mensch an Gott, der durch sein Beispiel die Arbeit ebenso wie die Ruhe geweiht, und anerkennt Gott als seinen Herrn, der dem Menschen sowohl die Arbeit als die Ruhe zu gebieten und die Zeit dazu zu bestimmen hat. [Einleitung zum Kiddusch.]

Gelesen und erklärt ist nun die Schöpfungsgeschichte. Fassen wir kurz die Ergebnisse zusammen, so werden sie lauten:

1. Die Schöpfungsgeschichte ist die denkbar einfachste Auffassung der Schöpfung für den natürlichen Menschenverstand und keine wissenschaftliche Erörterung.
2. Gott ist Schöpfer der Welt (V. 1).
3. Gott ist allmächtig (V. 3 u. 7, 9, 15, 24, 29 u. 30).
4. Gott ist allweise (V. 4, 10, 12, 18, 21, 25, 31).
5. Gott ist allgütig (V. 14, 22, 28).
6. Gott regiert die Welt nach bestimmten Gesetzen und gibt allem seine Bestimmung (V. 4, 6, 9, 11, 15, 16, 21, 24, 28 und die Vertheilung der Schöpfung auf 6 Zeiten).
7. Die Ruhe ist ebenso wie die Arbeit als Gottesgesetz geboten.

Alle diese Sätze sollen während der Lectüre durch entsprechende Fragen und Anleitungen des Lehrers von dem Schüler selbst gefunden werden. Dem Lehrer kommt nur zu, dem gefundenen Satz die geeigneteste und beste Form zu geben. Die heilige Schrift wird von den Schülern gelesen und immer wieder gelesen, um sich nicht nur den Inhalt einzuprägen, sondern auch die Denkthätigkeit anzuregen und auf analytischem Wege die Religionslehren abzuleiten. Eine solche Behandlung der Bibel wird jedem die Wahrheit des Spruches (Aboth. 5, 22) zeigen: „Drehe und wende die Thora um und um, denn in ihr ist alles; an ihr kommst du zur Einsicht und wirst alt und grau dabei und läßt nicht ab von ihr, das ist des Menschen größtes Verdienst!"

Ein zweiter Artikel folgt.



## Der öffentliche Gottesdienst.

Von Dr. Simon Stern.

Die schönsten Gebete, die je einer Menschenbrust entstiegen sind, enthält unser Gebetbuch. Die Katholiken mögen wohl den prächtigsten Gottesdienst haben, die Protestanten die schönsten Kirchenlieder, Israel hat die ergreifendsten Gebete. Nicht alle Stücke unserer Gebetsammlung sind gleichwerthig, einige tragen nur zu sehr den Stempel ihrer Zeit an sich, andere sind von einer gewissen Breitspurigkeit nicht freizusprechen, sehr viele Gebete jedoch sind werth, neben den Psalmen auf-

gezählt zu werden, von denen fünfzig der schönsten in unserer Liturgie Aufnahme gefunden haben.

Treten wir aber in ein jüdisches Gotteshaus, in welchem diese herrlichen Gebete und Psalmen den Lippen der Beter entströmen, ist es uns, als begegneten wir Aschenbrödel vor der Verwandlung. Am Vorbetertisch, der doch die Stelle des Altars im Heiligthum vertritt, steht ein Vorbeter, welcher oft ohne Verständnis für den Inhalt ja oft ohne das Hebräische correct und fehlerlos lesen zu können, die Gebete mit Eile ohne Weile vorträgt, die Anwesenden schon müde, bevor sie noch mit dem Gebete begonnen haben, gelangweilt von Allem, was im Gotteshause vorgeht, trachten nur so rasch als möglich fertig zu werden, wie man etwas zu erledigen trachtet, was geschehen muß, wobei es aber gleichgiltig ist, auf welche Weise es geschieht. Wenn nach einem Ausspruche des Talmuds der Gottesdienst des Herzens das andächtige Gebet ist, so weiß vieler Herz wenig von einem solchen Dienste. Freilich kann das Herz nicht zur Liebe gezwungen werden, und was es nicht freiwillig fühlt kann ihm nicht abgezwungen werden. Sehen wir ab von der Andacht, die mit den entsprechenden Vorgängen im Gotteshause sich einfinden wird, so wollen wir zunächst der Würde unseres Gottesdienstes, die fast gänzlich verloren gegangen ist, unser Augenmerk zuwenden und diese zu gewinnen trachten. Denn jede Zeit hat andere Aufgaben. Unsere Zeit, die so oft als eine Uebergangszeit geschildert wird, hat die Aufgabe, dem nachfolgenden Geschlechte die religiösen Institutionen formvollendet zu gestalten. Vieles was man früher nicht zu verändern wagte, weil es sich von Autoritäten herschrieb, und weil die Ehrfurcht vor der Autorität einen Theil der Frömmigkeit bildete, das hat unsere autoritätslose Zeit einer veränderten Geschmacksrichtung und Anschauung angepaßt, jedoch zumeist nur dem äußern Scheine Rechnung tragend und wenig in das Wesen eindringend. Beim Gottesdienste begnügte man sich, Kürzungen, einige Choralgesänge und Gebete in der Landessprache einzuführen, dann dem Rabbiner und Vorbeter Ornate anzulegen.

Es war dies nicht Geringes; wenigstens erhielt der Gottesdienst einen modernen Zuschnitt, und jene Männer, denen solche Reformen zu verdanken sind, haben unbedingt auf ein Ruhmesblatt in der Entwicklungsgeschichte des öffentlichen Gottesdienstes gerechten Anspruch. Doch, damit ist unsere Aufgabe nicht gelöst, auch wir haben unser Scherflein zur Verherrlichung des Gottesdienstes beizutragen, und da weiterzubauen, wo die Vorfahren aufhören mußten, denn irgendwo muß noch eine Lücke sein, etwas muß wohl noch unserem Gottesdienst fehlen, da er uns noch immer nicht vollkommen befriedigt. Es ist ja wahr und tausendmal wahr, daß der, den die Andacht ins Gotteshaus führt, keine andern Ansprüche erheben wird, als an heiliger

Stätte das Herz zu Gott richten zu können, und bei der einen Form so sein Auslangen wie bei der andern finden wird; dieser wird die Sehnsucht nach einer Veränderung nicht so heiß empfinden, daß er an eine Verwirklichung derselben denken würde. Er würde sich vielleicht gar anfangs fremd einer neuen Einrichtung gegenüber fühlen und durch das Ungewohnte von der Andacht abgezogen werden. Man machte und macht ja noch heute der Orgelsynagoge zum Vorwurf, daß sie die Andächtigen verdrängt, aber keine neue Schar Andächtiger anzieht. Während die den veralteten Einrichtungen und Gebräuchen Treuen alltäglich das Gotteshaus aufsuchen, bleiben die Synagogen von den Modernen trotz Orgel, Chor, Abkürzung der Gebete an allen Tagen, mit Ausnahme einiger Festtage, leer.

Dies Alles muß zugegeben werden, und wenn es nicht ebenso sichere Thatsache wäre, daß die Anzahl der oben genannten Treuen, oder, wie man sie zu nennen pflegt, der Conservativen, täglich geringer würde, so wäre es Verbrechen, an den alten Einrichtungen rütteln zu wollen. Aber ein neues Geschlecht wächst heran, dem das Alte nicht Herzenssache ist und vom Neuen noch nicht ergriffen wird. Ist es da nicht Pflicht, das Fehlende zu ergänzen, und das hinzuzufügen, was die Herzenssaiten mitschwingen macht. Wenn es sich nur um uns, um die gegenwärtige Generation handeln würde, wäre es nicht der Mühe werth, auch nur ein Wort zu verlieren. Wir können alles ertragen, jeden Wunsch unterdrücken, aber für unsere Kinder wollen wir sorgen, und gerade weil unsere Zeit als nichtfromme gilt, ist es ihr ermöglicht, dort Hand anzulegen, wo es der erneuernden That bedarf, damit einem neuen Geschlechte das Vollendete als heilig von Alters her gelte, denn „die Reform von heute ist die Orthodoxie von morgen". Noch mehr, das Vollendete allein vermag auf Geist und Gemüth einzuwirken und empfänglich zu machen. Bleiben auch heute die Synagogen leer, wir wollen nicht ermüden, so vorzugehen, daß sie bald von wahrhaft Andächtigen erfüllt werden, und auch wir wollen beweisen, daß wir unsern Idealen treu bleiben. So lange aber der moderne Gottesdienst nicht vom Anfang bis zum Ende in jedem seiner Theile würdig, erhebend und die Gemüther überwältigend abgehalten wird, ist das Ideal nicht erfüllt.

Der Zweifel erscheint gerechtfertigt, ob dieses Ideal in unserer Zeit erreicht werden wird, aber niemand wird leugnen, daß wir einen großen Theil des Weges zur Erreichung des Zieles zurücklegen können, und über das Uebrige tröstet uns einer der herrlichsten Grundsätze der Mischna: „Dir liegt es nicht ob, die Arbeit zu vollenden, du darfst dich aber nicht von der Pflicht befreien, das Deinige an dieser Arbeit zu thun". Nur kein „Zurück", kein Stehenbleiben, nur immer vorwärts!

Es war ein schöner Schritt nach vorwärts, den unsere Väter gemacht

haben, als sie das wüste Durcheinanderschreien in der modernen Synagoge zum Schweigen brachten. Gar keine Frage, daß Viele nur andächtig beten konnten, wenn sie mit lauter erhobener Stimme zu Gott riefen, keine Frage, daß Viele nur durch die laute Klage ihr gepreßtes Herz vom Drucke erleichtern und befreien konnten, aber trotz aller Achtung vor der individuellen Art und Weise, die durch Angewöhnung erlangt wurde, mußte doch größere Rücksicht auf die Würde des Gottesdienstes genommen werden, und durch Gewöhnung wurde erreicht, daß das zweite Geschlecht schon ruhig beten kann. Mit Ausnahme der Responsen hört man jetzt nur die Stimme des Vorbeters oder des Chors. Leider blieben wir dabei stehen, während es doch nur consequent erscheint, daß der Vorbeter jetzt das ganze Gebet laut zu sprechen hätte, nicht nur Anfang und Ende eines Abschnittes, das Uebrige hingegen im rasenden Tempo durchlaufend. Da wäre es doch besser nach Art der Inder eine Gebetrolle mehreremal zu drehen. Der Effekt wäre derselbe, nur ginge die Sache noch rascher und weniger ermüdend von statten. Wir verlangen aber das gesprochene Wort so gesprochen, daß es, wie es bei dem Portugiesischen Ritus, von dem wir Vieles lernen könnten, wirklich gewiß jeder verstehen kann; darum ist es erste Forderung, daß der Vorbeter an Wochentagen wie an Festen und Sabbathen das ganze Gebet laut und verständlich ohne Hast vortrage. „Lieber wenig mit Andacht als viel ohne Andacht", sagt der Talmud.

Unsere Väter haben einen großen Schritt nach vorwärts gemacht, als sie Orgel und Chorgesang einführten; denn der Gottesdienst soll auch den erheben und zur Andacht stimmen, der die Andacht nicht ins Gotteshaus mitbringt; hier soll er sie unwillkürlich erlangen. Wir besitzen die Orgel, Chorgesang aber keinen Gemeindegesang, aber gerade der Gemeindegesang erweckt und erzeugt Andacht und fromme Gefühle. So lange man nur Zuhörer oder Zuschauer bleibt, fühlt man sich fremd, wenn man aber mitsingt, wird man mit der Gemeinde eins, und nur dann nimmt man wahrhaft Theil am öffentlichen Gottesdienst. Viele, die heute nicht mitbeten, würden mitsingen, und wir hätten die Andacht, die einst in den alten Synagogen herrschte, als jeder schreiend mitbetete, auch in unsern modernen Tempeln, nur in angemessener Art, in erhebender Weise, und unsere Kinder würden wieder lernen, zu Gott das Herz richten. Darum lautet die zweite Forderung: Gemeindegesang beim Gottesdienst. Es müssen viele einfache Melodien, ein- und zweistimmig, leichte Weisen, von der ganzen Gemeinde gesungen werden. Nur diese Methode wird endlich einmal das trotz aller Reformen Orgel, Chor, deutscher Gebete und Predigt noch immer vorherrschende unwürdige Betragen der Juden beim Gottesdienste aufhören machen. Es ist traurig zu sagen, es muß aber gesagt werden. Nicht nur der Ungebildete, auch der Gebildete,

der sogenannte Bessere, der Neujahrsgast, die Damen oder Fräulein betragen sich beim jüdischen Gottesdienste, wie sie sich in einem Salon zu benehmen wohl hüten würden. Ihr Stehen und Sitzen, ihr ungeniertes Schwätzen während der heiligsten Vorgänge, ihr würdeloses geräuschvolles Aus- und Eintreten bewahrt uns trotz aller Reformen den alten Ruf der „Judenschule". So sieht es in der Hauptstadt, in der Groß- und Kleinstadt mit kleinen Nüancen überall gleich aus. Man redet so viel vom Veralteten nicht Zeitgemäßen in unserem Gottesdienste, aber am wenigsten zeitgemäß ist das Betragen der Andächtigen. (?!) Auf jede Klage verweist man auf die Kirche, nun wollen wir sie auch auf die Kirche verweisen, dort — schweigt alles, dort — herrscht Ruhe, dort — sieht man die Andacht. Ist der stundenlange lateinische Gottesdienst, wobei das Volk nicht einmal Responsen zu singen hat, vielleicht verständlicher als der hebräische, und dennoch wird dort nicht geschwätzt und laute Unterhaltung gepflogen. Man stürmt auch dort nicht mitten in der Hauptandacht, der Tefilla sofort nach der Keduscha, ja nicht einmal im Theater vor dem Ende hinaus und stört den ganzen Vorgang ohne jede Rücksicht, und das thun jene, die am meisten über den Gottesdienst, aber nicht über ihr eigenes Verhalten raisonniren.

Der Gemeindegesang ist das zweite Mittel zur Abhilfe.

Unsere Väter haben einen Schritt nach vorwärts gemacht, als sie durch Einfügung von einigen Gebeten in der Landessprache bewiesen, daß man in jeder Sprache zu Gott beten kann, denn er giebt ja die Sprache dem Munde. Wie es aber als ein großer Fehler betrachtet werden müßte, wenn man das Hebräische beim Gottesdienste auch nur um eine Linie weiter zurückdrängen wollte, ein ebensolcher Fehler wäre es, nicht auf die große Mehrzahl der Glaubensgenossen Rücksicht nehmen zu wollen, die vom Hebräischen nicht viel mehr als die Buchstaben und die nicht richtig kennen. Jeder Einsichtige wird Bewunderung für die Kraft unserer Religion haben, die sich eine eigene gottesdienstliche, eine heilige Sprache geschaffen hat, die imstande war, den in allen Erdtheilen zerstreuten Juden einen gleichen Gottesdienst zu geben, so daß der englisch, türkisch, deutsch und welche Sprache immer sprechende Jude, er mag welches jüdische Gotteshaus immer betreten, sei es in Europa, Asien oder Afrika sich dort heimisch, im Vaterhause, bei seinen Brüdern fühlen wird; jeder Einsichtige wird aber auch gerne zugeben, daß der Andächtige das Gebet, welches er mit den Lippen spricht, auch verstehe und nicht vom Schall der fremden Worte gleichsam betäubt, sondern vom Geiste des Gebetes ergriffen werde.

Es ist eine Aufgabe unserer Zeit, ein Gebetbuch in der Landessprache zu schaffen, welches dem Betenden, besonders den Frauen, die Möglichkeit bietet, dem hebräischen Gottesdienst folgen zu können. Der Vorbeter soll

hebräisch vorbeten, aber der Einzelne, der nicht hebräisch versteht — und das ist die große Mehrzahl — soll in der Landessprache mitbeten. Selbstverständlich ist nicht von einer einfachen Uebersetzung die Rede, die übersetzten Gebetbücher, selbst die besten, haben sich in keiner Weise bewährt; unsere herrlichen, ergreifenden Gebete sind in der Uebersetzung kaum mehr zu erkennen. Darum lautet die dritte Forderung: Ausarbeitung eines zweckentsprechenden Gebetbuches in der Landessprache zur Benützung beim Gottesdienst in hebräischer Sprache.

Unsere Väter haben einen Schritt nach vorwärts gemacht, als sie die neu eingeführten deutschen Gebete vom Rabbiner vortragen ließen. Denn der Gottesdienst gewinnt an Würde, wenn der Träger und Verbreiter der religiösen Lehre auch als Leiter des Gottesdienstes erscheint. Leider wurde nicht consequent weiter gearbeitet. Gehört denn nur das deutsche Gebet zum Gottesdienst, ist das hebräische Gebet nicht auch wesentlicher Bestandtheil desselben? Sollte der Rabbiner nicht auch Träger des Gesammtgottesdienstes sein? Nicht, daß der Rabbiner an Stelle des Cantors zu treten hätte, der Gesang ist sehr nothwendig, und der Cantor ist zum Singen da. Es soll viel gesungen werden. Was aber nicht gesungen, nur einfach rezitiert wird, das sollte beim feierlichen Sabbath- und Fest-Gottesdienst der Rabbiner als der wahre Scheliach Zibbur vortragen. Das wäre nicht einmal eine neue Einrichtung, sondern nur das Wiederaufleben eines zur Zeit der Tanaitten und sicherlich auch eines zur Zeit der Amoräer oft geübten Gebrauches. Man darf nicht vergessen, daß das Gebet an Stelle der Opfer und der Rabbiner an Stelle des Priesters getreten ist. Wir haben keinen Opferdienst und die Priester sind unnöthig geworden, aber der öffentliche Gottesdienst verliert an Weihe, wenn der Rabbiner nicht der Träger desselben ist. Daß in den vergangenen Jahrhunderten der Rabbiner eine Nebenrolle beim feierlichen Gottesdienst spielte, das hängt mit der ehemaligen Stellung des Rabbiners zusammen. Er war eine Art Doctor und Professor, der sich nur mit seiner Wissenschaft unabhängig vom praktischen Leben beschäftigte. Er studierte, stellte Schüler aus und beantwortete vom Standpunkt der Wissenschaft aus jene Anfragen, die man an ihn stellte. Seine Wissenschaft war ihm Alles, dem praktischen Leben stand der Rabbiner vollständig naiv gegenüber. Heute aber verlangt man vom Rabbiner, daß er Praktiker sei, daß er den Religionsunterricht leite, allen Mitgliedern der Gemeinde religiöse Belehrung gebe, mit einem Wort, daß der Rabbiner Seelsorger sei und das gesammte religiöse Leben beeinflusse.

Wie es nun einmal ist, sehr viele der Glaubensgenossen suchen nur im öffentlichen Cultus Befriedigung ihres religiösen Bedürfnisses, darum lautet die vierte Forderung: Der Rabbiner sei Leiter und Träger des öffentlichen Gottesdienstes.

# Die Chassidim

nach einem Vortrage von Professor S. Schechter. Aus dem Englischen von Frl. Rahel Friedmann in Wien. Der Redaction zur Verfügung gestellt von Dr. J. Rabbinowitz in Rakonitz.

(Fortsetzung.)

Diese Art seines Wandels gab seinen Gegnern Angriffspunkte genug, eine Gelegenheit, derer sich zu bemächtigen sie nicht zögerten. Baalschem wurde von ihnen als der Genosse der gemeinsten Classen dargestellt. Man sagte, daß er mit übelbeleumdeten Gesellen müßig in den Straßen umherziehe und eine gegnerische Streitschrift zieht die niedrigsten Folgen aus seinem vertraulichen Verkehre mit Frauen. Zu dieser Beschuldigung gab Baalschems Wandel einigermaßen Anlaß; denn seine Ansichten und Gewohnheiten Frauen gegenüber wiesen eine starke Abweichung von den allgemein üblichen auf. Die Stellung der Frauen in jenen Kreisen war weder niedrig noch unbedingt unglücklich zu nennen, aber sie war eine entschieden untergeordnete. Ihre Erziehung wurde fast gänzlich vernachlässigt und ihre bloße Existenz wurde unbeachtet gelassen. Nach der chassidäischen Lehre von der Einheit jedoch mußte die Frau nothwendigerweise geehrt werden. Baalschem fand sich nun häufig mit Frauen zusammen, da er ihnen nicht nur gesellschaftliche Gleichheit, sondern auch einen hohen Grad von religiöser Bedeutung zuerkannte.

Sein Weib verehrte er als Heilige. Als sie starb verließ ihn die Hoffnung, lebend in den Himmel zu steigen, wie Eliah seinerzeit, indem er trauernd sagte, daß ihnen vereint solches beschieden hätte sein können, allein sei es ihm aber unmöglich. Unter den ergebensten seiner ersten Anhänger befanden sich viele Frauen.

Auf das fortgesetzte und ununterbrochene Gesetzesstudium legt Baalschem nur wenig Gewicht. Er nahm den gewöhnlichen Glauben an, daß das Gesetz, worunter nicht nur der Pentateuch, sondern die ganze Bibel und der größere Theil der rabbinischen Literatur zusammengefaßt wird, eine Offenbarung Gottes sei. Aber da die Welt an sich gleicherweise eine göttliche Offenbarung ist, so ist die Thora wenig mehr als ein Theil eines größern Ganzen. Die Thora ist ewig, aber ihre Erklärung soll von den geistigen Führern des Judenthums gemacht werden. Sie soll durch sie erläutert werden nach den Attributen der Zeit, denn es war seine Ansicht, daß die Welt in jedem Zeitalter durch ein verschiedenes Attribut Gottes regiert werde, einmal vom Attribute der Liebe, ein andermal von jenem der Macht, dann wieder der Schönheit und so fort — und die Erläuterung der Thora müsse mit diesen in Einklang gebracht werden.

Der Grund, weshalb wir die Gesetze der Thora befolgen, sei die Liebe zu Gott zu lernen und wie die gewöhnliche Phrase der religiösen Mystiker lautet, Eins mit ihm zu werden, in ihm aufzugehen.

Wir haben nun kurz auf die drei Tugenden hinzuweisen, welchen die Chassidim den höchsten Ehrenplatz einräumen. Die erste ist die Demuth, die aber im chassidäischen Gebrauche die Vorstellungen von Bescheidenheit, Rücksicht und Mitgefühl mit in sich schließt. Der Vorrang, welcher diesen Eigenschaften zuerkannt wird, steht in scharfem Gegensatze zu den Fehlern des Hochmuths, der Eitelkeit und des Eigendünkels, welche zu bekämpfen Baalschem nicht müde wurde. Er betrachtete diese als die meist verführerischen Arten der Sünde. Und noch wenige Minuten vor seinem Tode hörte man ihn murmeln: „O Eitelkeit, Eitelkeit, sogar in dieser Stunde des Todes wagst du es, mir zu nahen mit deinen Versuchungen. Bedenke, Israel, was für ein großer Leichenzug dir folgen wird, da du so weise und so gut gewesen. O Eitelkeit, Eitelkeit, ich verwünsche dich." „Es soll dem Menschen gleichgiltig sein", sagt der Meister, „ob er gelobt oder getadelt werde, geliebt oder gehaßt, als der Weiseste der Menschen geachtet oder als der größte der Narren." „Ehe du Gott finden kannst, mußt du dich selbst verlieren." Die Chassidim behandelten „Demuth" von zwei Seiten, einer negativen Seite, indem sie demuthsvoll von sich denken und einer positiven, indem sie hoch von ihrem Nebenmenschen denken.

„Wer den Vater liebt, wird auch dessen Kinder lieben. Wer Gott liebt, liebt auch die Menschen. Es zeigt Unkenntnis der eigenen Irrthümer, die Irrthümer Anderer bereitwillig zu sehen". „Es ist keine Sphäre im Himmel, wo die Seele kürzere Zeit verweilt, als die des Verdienstes, und es ist keine wo sie länger bleibt, als in jener der Liebe."

Die zweite Haupttugend ist „Heiterkeit". Baalschem bestand auf der Heiterkeit des Herzens als einer nothwendigen Eigenschaft des wahren Gottesdienstes. Glaube nur einmal, daß du wirklich das Kind und der Diener Gottes bist und wie kannst du in düstere Gemüthsverfassung fallen? Ebensowenig sollen die unvermeidlichen Sünden, die wir alle begehen müssen, die frohe Heiterkeit unserer Seele stören. Denn ist nicht die Reue uns zur Hand gegeben, durch welche wir zu Gott zurückkehren können?

Der Leser wird nun verstehen, daß Baalschem, indem er von den Dingen eine solch heitere Ansicht hatte, jeder Art von Asketismus abgeneigt war. Zwar das Judenthum hat niemals asketische Lehren und Uebungen ermuthigt. Aber in Folge der Bedrückung und Verfolgung haben sich ohne Zweifel gerade zu jener Zeit und an jenem Orte einige enthusiastische Geister einem asketischen Leben zugewendet. Einem dieser Männer, einem ehemaligen Schüler, schrieb Baalschem: „Ich höre, Du glaubst Dich aus religiösen

Gründen verpflichtet, ein Leben voll Fastens und Bußethaten zu beginnen. Meine Seele ist entsetzt über diesen Entschluß. Beim Rathe Gottes befehle ich Dir, solche gefährliche Uebungen zu unterlassen, welche nur der Ausfluß eines verwirrten Gehirns sind. Ist nicht geschrieben: „Du sollst Dich nicht vor Deinem Fleische verbergen? Faste also nicht mehr als vorgeschrieben ist; folge meinem Gebote und Gott wird mit Dir sein". (Schluß folgt.)

## Die Cultusgemeinden Böhmens und deren religiöse Institutionen.

Von Dr. A. Posnanski in Pilsen. (Fortsetzung.)

### III. Der Religionsunterricht an Mittelschulen.

#### A. Deutsche Gymnasien.

| Lfd. Nr. | im Orte | Zahl der israel. Schüler | Der Unterricht wurde ertheilt in Abtheil. | wöchentl. Stunden | von |
|---|---|---|---|---|---|
| 1 | Arnau | 20 | 2 | 2 | Bader Jakob. |
| 2 | Aussig | 4 | 1 | 2 | Baß Salomon. |
| 3 | Braunau | 16 | 1 | 1 | Rabb. Dr. Goitein Hermann. |
| 4 | Brüx | 47 | 3 | 6 | Rabbiner Dr. Biach Adolf. |
| 5 | Budweis | 64 | 4 | 8 | Rabbiner Wunder Adam. |
| 6 | Eger | 27 | 3 | 5 | Popper Samuel. |
| 7 | Kaaden | 20 | 2 | 4 | Schulhof Markus. |
| 8 | Karlsbad | 34 | 2 | 4 | Rabb. Dr. Ziegler Ignaz. |
| 9 | Komotau | 32 | 3 | 6 | Weiß Israel in Eidlitz. |
| 10 | Krumau | 25 | 2 | 4 | Fischmann Samuel. |
| 11 | Landskron | 13 | 2 | 1 | Rabbiner Dr. Kohn Karl. |
| 12 | Leipa | 32 | 2 | 4 | Rabbiner Dr. Wiesen Josef. |
| 13 | Leitmeritz | 26 | 3 | 6 | Wittenberg Joachim. |
| 14 | Mies | 18 | 2 | 2 | Sabbath Moriz. |
| 15 | Pilsen | 159 | 5 | 10 | Rabb. Dr. Posnanski Adolf. |
| 16 | Prachatitz | 11 | 1 | 2 | N. Kramer. |
| 17 | Prag-Altstadt | 237 | 9 | 18 | Rabbiner Dr. Grün Nathan u. Rabb. Knöpfelmacher Salom. |
| 18 | Prag-Graben | 223 | 8 | 16 | Rabbiner Dr. Tauber Moriz u. Rabbiner Stark Moses. |
| 19 | Prag-Stefansg. | 192 | 8 | 16 | Rabb. Dr. Kisch Alexander. |
| 20 | Prag-Kleinseite | 32 | 4 | 8 | Rabb. Knöpfelmacher Salom. |
| 21 | Reichenberg | 44 | 2 | 4 | Rabb. Dr. Hofmann Emil. |
| 22 | Saaz | 83 | 4 | 8 | Rabb. Dr. Stern Simon. |
| 23 | Smichow | 21 | 2 | 4 | Rabb. Dr. Back Samuel. |
| 24 | Teplitz | 56 | 4 | 8 | Rabb. Dr. Kurrein Adolf. |

Zusammen 1436 israelitische Schüler.

## B. Deutsche Realschulen.

| Lfd. Nr. | im Orte | Zahl der israel. Schüler | Der Unterricht wurde ertheilt in Abtheil. | wöchentl. Stunden | von |
|---|---|---|---|---|---|
| 25 | Budweis | 35 | 4 | 8 | combiniert mit Nr. 5. |
| 26 | Elbogen | 5 | 1 | 3 monatl. | Kohn Jonas. |
| 27 | Karolinenthal | 63 | 5 | 6 | Rabb. Dr. Hirsch Isidor. |
| 28 | Leipa | 15 | 2 | 4 | Rabb. Dr. Wiesen Josef. |
| 29 | Leitmeritz | 36 | 2 | 4 | Wittenberg Joachim. |
| 30 | Pilsen | 116 | 4 | 8 | Rabb. Dr. Posnanski Adolf und Sattler Isaak. |
| 31 | Prag I. | 215 | 5 | 10 | Rabb. Stark Moses. |
| 32 | Prag V. Kleins. | 59 | — | — | combiniert mit Nr. 20. |
| 33 | Reichenberg | 8 | — | — | combiniert mit Nr. 21. |
| 34 | Trautenau | 16 | 3 | 3 | Bader Jakob. |

Zusammen 568 israelitische Schüler.

## C. Böhmische Gymnasien.

| Lfd. Nr. | im Orte | Zahl der israel. Schüler | in Abtheil. | wöchentl. Stunden | von |
|---|---|---|---|---|---|
| 35 | Beneschau | 20 | 1 | 2 | Königsberger Samuel. |
| 36 | Časlau | 11 | 1 | 2 | Hoch Simon. |
| 37 | Chrudim | 25 | 2 | 2 | Rabbiner Kohn Abraham. |
| 38 | Deutschbrod | 32 | 2 | 4 | Singer Jakob. |
| 39 | Hohenmauth | 6 | 3 | 5 | Drachmann J. M. |
| 40 | Jičin | 11 | 2 | 4 | Reiß Maximilian. |
| 41 | Jungbunzlau | 38 | 4 | 8 | Rabb. Dr. Klotz Moriz. |
| 42 | Klattau | 19 | 2 | 4 | Rabb. Dr. Wolf Michael L. |
| 43 | Kolin | 53 | 3 | 6 | Pačovsky Adolf. |
| 44 | Königgrätz | 22 | 3 | 6 | Rabb. Kohn Abraham. |
| 45 | Königinhof | 4 | 1 | 2 | Pollak Emanuel. |
| 46 | Leitomischl | 17 | 2 | 4 | Rabb. Dr. Kohn Karl. |
| 47 | Neubydžow | 19 | 3 | 6 | Rabb. Dr. Löwy Abraham. |
| 48 | Neuhaus | 16 | 2 | 4 | Horner Karl. |
| 49 | Pilgram | 12 | — | — | — |
| 50 | Pilsen | 3 | 2 | 4 | combiniert mit Nr. 30. |
| 51 | Pisek | 12 | 2 | 4 | Rabb. Dr. Friedländer Max. |
| 52 | Prag-Akadem. | 22 | 2 | 4 | Dr. Bondy Philipp. |
| 53 | Prag-Tischlerg. | 21 | — | — | combiniert mit Nr. 52. |
| 54 | Prag-Korngasse | 7 | — | — | " " " " |
| 55 | Prag-Brentegasse | 10 | — | — | " " " " |
| 56 | Prag-Kleinseite | 3 | — | — | " " " " |
| 57 | Přibram | 28 | 3 | 5 | Rabb. Urbach Jakob. |
| 58 | Raudnitz | 8 | 2 | 2 | Neumann Philipp (provis.) |
| 59 | Reichenau | 10 | 2 | 2 | Rabb. Lengsfelder Salomon. |
| 60 | Schlan | 6 | 3 | 4 | Rabb. Thorsch Leopold. |
| 61 | Smichow | 2 | 1 | 2 | Dr. Bondy Philipp. |
| 62 | Tabor | 34 | 4 | 6 | Rabb. Dr. Weißlowitz Nathan. |

## C. Böhmische Gymnasien.

| Lfd. Nr. | im Orte | Zahl der israel. Schüler | Der Unterricht wurde ertheilt in Abtheil. | wöchentl. Stunden | von |
|---|---|---|---|---|---|
| 63 | Taus | 10 | 2 | 2 | Kleinzeller Levy. |
| 64 | Weinberge | 4 | 1 | 2 | Dr. Bondy Philipp. |
| 65 | Wittingau | 8 | 2 | 2 | Fischer Moriz. |

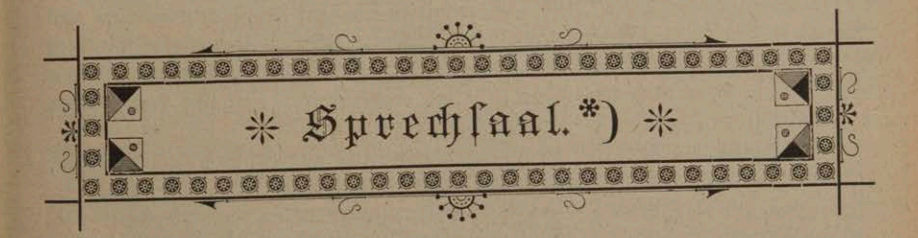
Zusammen 493 israelitische Schüler.

## D. Böhmische Realschulen.

| Lfd. Nr. | im Orte | Zahl der israel. Schüler | in Abtheil. | wöchentl. Stunden | von |
|---|---|---|---|---|---|
| 66 | Budweis | 3 | (privat) | | Rabb. Wunder Adam. |
| 67 | Jičin | 10 | 2 | 4 | combiniert mit Nr. 40. |
| 68 | Karolinenthal | 12 | 2 | 4 | „ „ „ 52. |
| 69 | Königgrätz | 8 | 3 | 6 | „ „ „ 44. |
| 70 | Kuttenberg | 10 | (privat) | | Rübenstein Ernst. |
| 71 | Pardubitz | 27 | 2 | 2 | Rabb. Kohn Abraham. |
| 72 | Pisek | 10 | 2 | 4 | combiniert mit Nr. 51. |
| 73 | Prag | 12 | 2 | 4 | combiniert mit Nr. 52. |
| 74 | Rakonitz | 12 | 3 | 6 | Rabb. Dr. Rabbinowicz Jakob. |

Zusammen 96 israelitische Schüler.

Die Gymnasien und Realschulen in Böhmen besuchen bei einer Gesammtanzahl von 23365 Schülern 2593 Israeliten oder 11.09 %.




Sehr verehrter Herr Doktor!

Erlauben Sie einer in theologischen Angelegenheiten sehr unbewanderten Frau eine Anfrage. Sie haben im Juniheft der „Jüdischen Chronik" Seite 55 uns Allen, auch den Frauen das „vor die Thora Hintreten" als geistige Communion erklärt. Diese Erklärung hat mich erfreut und betrübt. Erfreut darum, weil ich jetzt Sinn und Bedeutung eines religiösen Actes kenne, den ich und viele, viele Männer, die ich darum befragte, mit mir früher für bedeutungslos — ich bitte um

*) Diese Rubrik dient der Beantwortung von Anfragen, welche an die Redaction von Jedem gestellt werden können. Die Redaktion wird alle Anfragen, sofern sie auf religiöse Angelegenheiten irgendwie Bezug nehmen, gewissenhaft beantworten und gewährt auch Raum einer objectiv gehaltenen Entgegnung.

Entschuldigung für diesen Ausdruck — gehalten haben. Betrübt aber bin ich seit dem Erscheinen der Mainummer darum, weil ich mir nicht erklären kann, warum wir Frauen unsere „Theilhaberschaft an diesem Brote und an dieser Quelle" nicht auch in der Weise bethätigen dürfen, wie unsere Männer und unsere Söhne. Wohl kenne ich das Sprichwort: „Eines schickt sich nicht für Alle", ich hörte auch schon den Satz „mulier taceat in ecclesia" und ließ mir ihn übersetzen. Sollte es aber wahr sein, was ich einmal irgendwo las: „Das Judenthum ist eine Religion für Männer!?" Das ist die Frage, die ich mir gerade an Sie zu richten gestatte. Nicht nur darum, weil Sie die Erklärung über die Bedeutung des zur Thora Rufen mitgetheilt haben, sondern mehr noch darum, weil Sie gerade und offen zu reden gewohnt sind. Der Verfasser des „Europäischen Israel" wird uns Frauen auch sagen, ob das Judenthum eine Religion für Männer oder für Alle ohne Unterschied des Geschlechtes ist.

Hochachtungsvoll die ganz ergebene

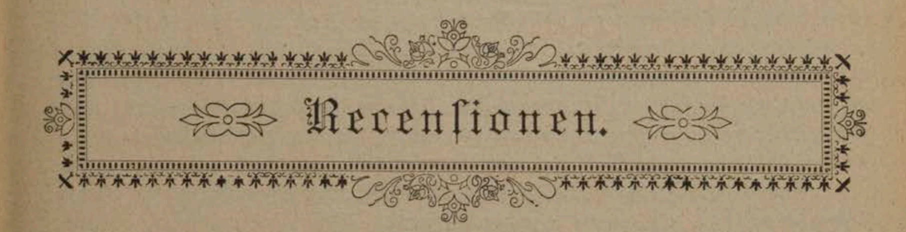
Therese Lunzer.

Antwort: Ihre Anfrage, sehr verehrte Frau, gäbe mir leicht Veranlassung ausführlich über die hohe Stellung zu schreiben, welche die Frau sowohl im alten wie auch im modernen Judenthum einnimmt. Doch es sind ihnen sicherlich die Namen der Patriarchinnen bekannt, die Namen der Profetinnen Mirjam, Deborah, Hulda, vielleicht hörten sie auch schon den Namen der Gattin Rabbi Meir's, Beruria erwähnen. Ein Vortrag von Dr. Kurrein: „Die Frau im jüdischen Volke" und ein Buch von einer Nichtjüdin, Nahyda Remi, „Die jüdische Frau" behandeln erschöpfend die Stellung der Frau im Judenthum. Eine Religion, die verlangt und immer verlangt hat, daß der Gatte sein Weib als Theil seiner selbst achte, ist wohl weit davon entfernt von der Frau abzusehen oder sie, wie es selbst der große griechische Philosoph Plato gethan hat, nicht als vollwerthigen Menschen zu betrachten. Im Judenthum ist gerade die Ansicht maßgebend, daß vom religiösen Sinn der Frau die Erhaltung und Kräftigung der Religion abhängig ist, denn die Mutter ist die Erzieherin des künftigen Geschlechtes, und ein sinniges Wort lautet: Das Verdienst der frommen Frauen rettet Israel, denn nur eine Jochebed kann einen Moses, nur eine Hanna einen Samuel erziehen.

Daß aber die Frau am öffentlichen Gottesdienst nur passiven Antheil nimmt, hat in der gesellschaftlichen Stellung der Frau seine Ursache. Ich weiß nicht, verehrte Frau, wie Sie darüber denken, Thatsache jedoch ist es, daß die Gesellschaft das Hervortreten der Frau in die Oeffentlichkeit vorläufig nicht allgemein, sondern nur ausnahmsweise gutheißt, ihr aber einen großen Wirkungskreis im Hause zuschreibt. Das Judenthum aber, welches, wie ich früher erwähnte, ohne Frauen nicht gedeihen kann, folgte der Frau getreulich nach, und durch lange Jahrhunderte, so ca. 1800 Jahre, konnte man das Judenthum eine Religion des Hauses nennen, denn alles, was außer dem Hause Religiöses vorgenommen wurde, war überaus wenig, dessen Bedeutung gegenüber den häuslichen gottesdienstlichen und rituellen Handlungen geringfügig erschien. Diese lange Zeit hindurch war die Frau die Priesterin im Judenthum, sie bereitete den Männern die Feste und den Sabbath, sie lehrte die Kinder beten, sie weihte den Tisch zum häuslichen Altar. Sie wußte sich so eins mit der jüdischen Religion, daß sie es leicht ertragen konnte, wenn man auch beim öffentlichen Gottesdienst des Guten zu viel that und den Frauen den Platz auf eine Gallerie und gar hinter ein Holzgitter anwies.

So war's früher. In unsern Tagen weiß die Frau von diesem häuslichen Priesterthum wenig, weil man der Religion nur wenig Raum im Hause gewährt, und der ganze religiöse Cultus ist fast nur öffentlicher Cultus geworden. Es ist nun leicht begreiflich, daß die Frauen, wenn der religiöse Sinn, der unterdrückt wurde, noch in ihnen lebt, Sehnsucht empfinden, am öffentlichen Gottesdienst aktiven Antheil zu nehmen. Mit einem Sprunge aber kann dies nicht geschehen, eine gesunde religiöse Entwicklung nimmt einen langsamen Verlauf Diese Entwicklung hat aber an dem Tage begonnen, an welchem die Mädchenconfirmationen eingeführt wurden. Wenn es den Frauen mit ihrem Streben ernst ist, werden sie dafür eintreten, daß die Institution der Mädchenconfirmation eine allgemeine werde. Noch klüger aber wäre es, wenn die Frauen das Priesterthum im Hause bewahrten und sich die Religion des Hauses nicht ganz vernichten ließen. Jedenfalls aber werden Sie dem in's Gesicht lachen, der Ihnen das Judenthum eine Religion nur für Männer nennt.

Dr. Stern.



# Recensionen.

## Zunz' Leidensjahre.

Aus dem Leben Leopold Zunz' von Maybaum (Berlin 1894).

Man möchte es gar nicht glauben, wenn es nicht eigenhändige Aufzeichnungen uns freimüthig, weil eben nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt, verkünden würden: Der große Zunz, der geistvolle Mann, der bedeutende Gelehrte, findet nur schwer eine Gemeindestelle, muß darben und Noth leiden, bis er schließlich den Gedanken, Lehrer des Gotteswortes in Israel zu sein, gänzlich aufgab, eigentlich aufgeben mußte, einen Gedanken, der sein ganzes Herz gefangen hielt, an dem er mit aller Liebe und Zärtlichkeit hing, der sein Zukunftsideal war.

Schon im Jahre 1818, sein erstes Werkchen war eben unter Druck, bewirbt sich der 24jährige Gelehrte um die Predigerstelle am Hamburger Tempel. Doch kaum vernimmt Zunz, daß ein älterer Freund bereit wäre, die Anstellung anzunehmen, zieht er seine Anmeldung zurück, empfiehlt wärmstens seinen Freund „und hört weiter Collegia; die Subsistenzmittel aber erwarb er sich durch Ertheilung von Privatunterricht in deutscher und lateinischer Sprache und in Mathematik."

Im Jahre 1820 sucht die Synagogen-Gemeinde in Königsberg einen modernen Religionslehrer. Die Aufmerksamkeit der leitenden Männer wurde auf Zunz gelenkt, mit dem auch thatsächlich die Gemeinde in Verhandlung trat. Aufgefordert, sich über den Religionsunterricht zu äußern, schrieb Zunz am 17. März 1820 die nachstehenden herrlichen Worte, die, unvergänglich, heute und immerdar von Jeder-

mann beherzigt werden sollten: „Die Religion, wie sie unterrichtet werden sollte, ist die Grundlage alles Unterrichts — alles veredelten Denkens und Handelns — die Mutter der Seelengröße, und die Führerin über das Grab hinweg. Bis jetzt ist sie unter den Juden von zwei Feinden gemißhandelt worden, a) vom Aberglauben, der uns die Frömmler, die Müßiggänger, die Unwissenden erzog, b) von der Vernunftelei, die uns die Heuchler, Egoisten, Abtrünnigen, Irreligiösen bildete. Der lautere Unterricht in Religion giebt den Kindern nichts trocken Historisches, nichts unsinnig Wunderbares, nichts christlich Feindseliges — wie überall die Schullehrer dieses Glaubens den Knaben den Judenhaß mit der Muttermilch einimpfen —; er besteht nicht in elender Auswendiglernerei von Sprüchen, oder in wissenschaftlicher Begründung mystischen Aberglaubens, sondern er sucht das Gemüth des Kindes durch eindringliche Worte und noch eindringenderes Beispiel für Religion zu erwärmen, ihnen eine Stütze zu geben für die Stürme des Lebens, die sanften Tugenden der Liebe in ihr Herz zu pflanzen und sie des Glückes theilhaftig zu machen, das der Verehrer einer göttlichen Vorsehung genießt. Also ist die Religion für die erste Kinderzeit keine Lektion, sondern die Erziehung selber, und erst mit dem wachsenden Alter des Kindes geht der gesonderte Unterricht an." Doch auch diese Hoffnung ging nicht in Erfüllung; die Wahl fiel nicht auf ihn und Zunz blieb weiter in Berlin.

Endlich gewann Zunz wenigstens die Aussicht, eine seiner Bedeutung würdige Stelle zu erhalten. Es wurde ihm die Erlaubnis ertheilt, in der Gemeinde-Synagoge zu predigen. Am 20. Mai 1820, am zweiten Tage des Schabuoth-Festes, predigte er zum ersten Male in einem Gotteshause. Wie mag das Antlitz des 26jährigen jungen Mannes gestrahlt haben, wie weihevoll mochte alles um ihn her erschienen sein, da er endlich von ersehnter Stätte die Ideale seines großen Herzens lehren durfte. Er war zwar noch nicht sicher angestellt, doch rechnete er ganz zuversichtlich darauf. Doch länger, als Zunz selbst es erwartet hätte, verschleppte sich die Angelegenheit; ja, es kam so weit, daß er eine Einladung der Tempelgemeinde in Hamburg annahm und dort eine Probepredigt hielt, die zwar den gewünschten Erfolg nicht hatte, jedenfalls aber bewirkte, daß Zunz von der Gemeindeverwaltung in Berlin endlich als Prediger angestellt wurde, worauf er sich sofort mit seiner geliebten Adelheid verlobte. — Doch das Amt brachte ihm nicht viel Freude. In seinem jugendlichen Feuereifer wollte er bessern, den Indifferentismus bekämpfen, die Lässigkeit bannen. Vergeblich! Seine Zuhörer zürnten ihm über den Freimuth, mit dem er über den Verfall der Gemeinde ohne Unterlaß predigte, sein College J. L. Auerbach schürte das Feuer, und so fühlte sich Zunz gezwungen, am 13. September 1822 sein Amt niederzulegen. Gewiß that er diesen Schritt mit schwerem Herzen, denn er war nicht mehr allein, am 9. Mai 1822 hatte er seine Adelheid heimgeführt.

Nun war Zunz wieder frei, dabei jedoch ohne jede Existenz und die Brotfrage machte ihm drückende Sorgen. Durch Privatunterricht fristete das junge Ehepaar kärglich das Leben, denn die literarischen Arbeiten trugen gar wenig ein. Allen hervorragenden Mitgliedern der Gemeinde sendet er seine eben erschienene Predigtsammlung, doch nur einer dankt ihm mit 4 Louisdor, alle anderen nur schriftlich. So kämpfte sich das Zunzpaar 1¼ Jahr lang schwer durchs Leben,

bis der überall angesehene Mann am 1. Januar 1824 als Redakteur der Speue=schen Zeitung angestellt wurde. Acht volle Jahre hindurch fand Zunz mit dieser Stelle sein gutes Auskommen. Doch nur seine Hand und ein kleiner Bruchtheil seines Geistes war im Redaktionszimmer, sein ganzes Herz war doch nur bei seiner ersten Liebe, bei der jüdischen Wissenschaft, bei der Thätigkeit fürs Judenthum. Im Jahre 1823 veröffentlichte er ein Sendschreiben an die Verwaltung der Berliner Gemeinde, in welchem er den traurigen Zustand des Religionsunterrichtes rügte, es als der großen Gemeinde unwürdig erklärte, daß der Religionsunterricht nur als Privatsache betrachtet werde; er forderte offen und energisch, daß die Regelung des Religionsunterrichtes eine der wichtigsten Aufgaben der Gemeinde werde, die nur durch Errichtung einer öffentlichen Gemeindeschule erledigt werden könne. Es wurde nun ein Curatorium ernannt, das mit dieser Frage eingehend sich beschäftigen solle und Zunz ward Mitglied desselben. Viel kostbare Zeit widmete er dieser Angelegenheit und schnöder Undank war seine Ernte. Schon gegen seine Wahl in's Curatorium kämpften die Frömmler auf den Hintertreppen, die gerade Männern dieses Schlages zu jeder Zeit sehr wohl bekannt waren und noch immer sind, und nur das energische Vorgehen des Curators Moser, der ohne Zunz von der ganzen Angelegenheit nichts hören wollte, hat die Berliner Gemeindeverwaltung vor einem unverwischbaren Schandfleck beschützt. Zunz kam ins Curatorium, dessen Arbeiten einen großen Theil seiner Zeit in Anspruch nahmen, auch provisorischer Leiter der Schule wurde er. Als aber im Jahre 1829 der wirkliche Direktor gewählt werden sollte, wurde der Meister bei Seite geschoben und der ränkevolle und süße Baruch Auerbach an seine Stelle gesetzt. Zunz verschmerzte auch diesen Fall, um so leichter, da er ja als Redakteur das Nothwendige hatte. Der Gewinnst an Zeit ward ein Gewinn der Wissenschaft. Im Jahre 1832 erschien das Meisterwerk: „Die gottesdienstlichen Vorträge der Juden.“ — Und in demselben Jahre wurde Zunz vollständig brotlos. Die Zeitung, die er redigirte, nahm ihm nicht passende Tendenzen an, so daß er den Posten zu verlassen seiner Ehre als Politiker schuldig war. Der größte jüdische Gelehrte Deutschlands brotlos! Braucht das eines weitern Commentars? „Die jüdische Gemeinde setzte auf sein Ansuchen seinen Beitrag, den er seit Oktober 1827 mit 10 Thaler jährlich entrichtet hatte, auf die Hälfte herab, ohne sich im Uebrigen um seine Existenzsorgen zu kümmern.“ Er bereiste mehrere große Städte Deutschlands, um Freunde aufzusuchen. Vergebens! „Ich sehe mich um einen Buchhalterposten um“, schreibt er im Oktober 1832. Doch auch dieser war nicht aufzutreiben und so muß jetzt Zunz als verheiratheter Mann wieder das kümmerliche, elende Brot des Privatlehrers suchen. Freunde riethen hin und her. Der eine wollte, daß er in Hamburg eine Buchhandlung eröffne, der zweite empfahl ihn wieder zu einer Zeitung, alles nutzlos. „Ich habe jetzt nichts“, schreibt Zunz selbst einem Freunde, „und denke ans Auswandern. Ob in Hamburg eine Stelle für mich oder noch zu schaffen? Ich will auch Privatstunden geben, selbst Buchhalter werden; ich nehme eine Stelle von 1500 Mark an, wenn sie mir noch Zeit übrig läßt. Hier ekelt mich Alles an, auch kann ich es länger so nicht aushalten. Der kleine Vorrath geht zu Ende und kein reicher Jude unterstützt die Wissenschaft. Ich hatte das früher nicht geglaubt, daß ein Mensch, der etwas gelernt hat, so schwer den kümmerlichen Unterhalt findet, ich brauche noch dazu sehr wenig“. Später schreibt er wieder demselben Freunde: „Ich denke nicht mehr an Anstellungen und

Beschäftigung. Man vertröstet mich auf einen Ruf, aber ich bin von Reichen und Freunden verlassen". Da drang am 12. September 1833 ein kleiner Sonnenstrahl durch das dichte Gewölk, die Aussicht auf die Oberrabbinerstelle in Darmstadt.

J. Johlson aus Frankfurt a. M. hatte in Darmstadt bedeutenden Einfluß bei den maßgebenden Kreisen der Regierung und der Gemeinde und bot ihn mit allen Kräften auf um Zunz diese Stelle zu verschaffen. Am 12. September 1833 forderte er den verzweifelten Gelehrten auf, seine Meldung abzusenden, seine Bereitwilligkeit zu erklären für die Annahme des Postens. Er that es. Doch selbst in seiner Nothlage kann dieser seltene Charakter nicht umhin zu schreiben: „Sie (Johlson) werden, wenn der Höchste es beschlossen hat, dieselbe Angelegenheit, meinen Wünschen gemäß zu Stande bringen. Hat aber einem Bessern die Gemeinde sich zugewendet, so soll man ihr mich nicht aufdringen, denn ich suche neben Stelle und Gehalt auch einen Wirkungskreis, Liebe und Vertrauen. Möge der Himmel mir solche in ihrer Nähe erwerben. Schreiben Sie mir ja recht bald, machen Sie mich mit etwaigen Hindernissen bekannt, damit ich selbige, wenn meine Person sie veranlaßt, siegreich aus dem Wege räume". — Und die Hindernisse kamen wirklich rasch und sie waren stärker als Zunz selbst, und statt dieselben hinwegzuräumen, wurde er von ihnen niedergeworfen. Das erste Hindernis war der Mangel einer „Hattorath horáa". — O! wollte der große Zunz heute nach dem schönen Böhmen kommen,.. er würde staunen ob der großen Veränderung. Nicht einmal von einem Schneider verlangt man bei uns eine „Hattara", im Jahre 1833 forderte man sie sogar von Zunz! Anfangs wollte er nicht darauf eingehen, eine solche sich zu verschaffen — obwohl sie ihn nichts, nicht einmal 20 Gulden gekostet hätte —, schließlich gab er dem Verlangen des Vorstandsschreibens nach und bat Chorin, Oberrabbiner in Arad um die Morénu, der sie ihm bereitwilligst ertheilte. Doch die Morénu nützte nichts. Die Feinde des Fortschrittes verkündeten aller Welt, der Dr. Zunz kann nicht paskenen, wie kann er Oberrabbiner von Darmstadt werden? Es wurde solcher Lärm geschlagen, daß der Vorstand der Residenz Darmstadt nicht den Muth besaß, Zunz direkt zu wählen. Er übergab sämmtliche Akte, alle Bewerbungen der Regierung, mit der Bitte, diese möge wählen, dabei aber doch Zunz an erster Stelle empfehlend. Nach 6 Monaten kam der Wust zurück mit dem Auftrage, die Vertreter der Landgemeinden zu berufen und mit denen gemeinsam die Wahl vorzunehmen. Damit war aber auch der Fall, die Nichtwahl Zunz', unausweichlich. Von Berlin aus wurde aufs heftigste gegen ihn agitirt und der Rabbiner der Judenschaft in Berlin Jacob Josef Marx Oettinger eiferte gegen die Aufnahme Zunzen's, von allen Seiten kam der Bannstrahl und Zunz erlag. Am 15. Juni 1834 schreibt er an Johlson: „Ich habe resignirt, alle Lust zu jüdischen Aemtern verloren. Um mein Leben zu fristen, werde ich hoffentlich hier haben, die übrige Muße sei der Wissenschaft geweihet. Gern möchte ich eine wissenschaftliche Reise nach Paris und Oxford unternehmen, aber welcher jüdische Kapitalist gäbe Gelder dazu her? Wäre ich ein Pferd, eine Sängerin oder ein grundsatzloser Heuchler &c."

Nach Darmstadt bietet sich Kassel. Aber Zunz ist gewitzigt, er hat die Lehre, die ihm die Darmstädter Angelegenheit gegeben, noch nicht vergessen. Er will überhaupt nicht. Und wenn doch schon, dann ohne jede Berufung. Wird er gewählt,

dann will er sich's überlegen. Auch daraus wird nichts, auch die Anstellung in Kassel verläuft im Sande.

Jedoch auch ohne Anstellung besserte sich die Lage unseres Gelehrten in Berlin ganz bedeutend. Er hielt Vorlesungen, die sehr starken Zuspruch fanden, predigte hie und da, was gut bezahlt wurde, die Bedürfnisse des kinderlosen Ehepaares waren gering und so lebten sie, Zunz und die „Zunzin" ruhig und ungetrübt, ohne Reichthum, doch auch ohne allzugroße Sorge.

Da trat mit einem Male eine verlockende Berufung an Zunz. Am 1. März 1832 erschien in der „Prager Zeitung" die Aufforderung an israelitische Prediger, in Prag einen geregelten Gottesdienst einzuführen. Das Interessante an dieser Anregung war, daß sie von einer Dame ausgieng, die bereit war, 3 Jahre hindurch jedes Jahr eine Remuneration von 400 Gulden dem Prediger zu widmen, der dieser Aufgabe, der Regelung des Gottesdienstes, sich unterziehen wolle. Die Bestrebung fand eifrige Förderer und trotz aller Anstrengungen der Gegner wurde am 12. Februar 1835, am Geburtstage Kaiser Franz I., die Altschul-Synagoge als Bethaus des neuen Vereines feierlichst eingeweiht. Die Widmungsrede hielt Dr. Z. Frankel, Leitmeritzer Kreisrabbiner in Teplitz. — Nun war man bestrebt einen Mann zu gewinnen, der fähig wäre, die großen Erwartungen in ihrem vollen Umfange zu erfüllen. Die Wahl fiel thatsächlich auf den Besten, auf Zunz. Bis zum Mai 1835 wurden die Verhandlungen mit ihm schriftlich gepflegt. Als er endlich nach Prag zur Fortführung der zu treffenden Vereinbarungen kam, ging die kleine Gemeinde sofort, ohne eine Probepredigt von ihm zu fordern, auf alle seine Bedingungen ein, und am 24. Mai 1835 war der Vertrag zu stande gebracht. Nun ging am 15. Juli das Gesuch des Vorstandes an das Landes-Präsidium um Bestätigung des gewählten Predigers, wie auch um die Erlaubnis, daß derselbe sämmtliche Rabbinatsfunctionen vollziehen könne. — Am 16. September 1835 kam der heißersehnte Zunz endlich in Prag an. Mit schwerem Herzen trennte er sich von Berlin, das trotz mancher Bitterkeit ihm doch an die Seele gebunden war, Freundschaft, Anerkennung und Achtung hinter sich lassend. Zunz hatte sich mehr zugemuthet, als er gedurft hätte. Die neuen Verhältnisse, die Unbildung, die Flachheit, die Intriguen, die politischen Zustände, wie sie alle das damalige Prag beherrschten, widerten ihn an und schon im Oktober desselben Jahres war sein Entschluß gefaßt, den Ort so bald als möglich zu verlassen. Am 1. Januar 1836 übersandte er dem Vereins-Ausschusse seine Kündigung, der ihm zwar mit Recht zürnen durfte, die Sache zu ändern jedoch nicht im Stande war.

Am 8. Juli 1836 ist Zunz nun wieder in seinem geliebten Berlin. Er wird von allen Seiten freundlichst empfangen, unterstützt. Die Gemeinde selbst wendet sich an ihn, er möge eine Arbeit verfertigen, durch welche das Regierungsverbot, daß Juden christliche Namen führen dürfen, als historisch ungerechtfertigt widerlegt werden könne. Er übernahm ferner die Leitung für die neue deutsche Bibelübersetzung. Nur eine feste Anstellung wollte sich nicht bieten. Zunz sank in seinen Ansprüchen so tief, daß er sich um die Stelle eines „Beglaubigten" (Neëmon) bewarb, und als er selbst diese nicht erhielt, war seine Erbitterung so groß, daß er in seinem Klagebriefe an M. Jacobson jede Mäßigung bei Seite legte und über die „Juden" ganz furchtbar herfiel. Obwohl mit Unrecht. Man gab ihm die Stelle nicht, weil man sie seiner nicht würdig erachtete und die Aeltesten der Gemeinde schrieben ihm: „Uebrigens ist es der ebenso wahrhaftige wie innige Wunsch unseres Collegii und jedes einzelnen Mitgliedes desselben, jede sich nur irgend darbietende

Gelegenheit wahrzunehmen, um Ihnen eine Ihrer würdige Stellung zu conferieren". Dies geschah auch. Mit Ende des Jahres 1837 wurde er zum Leiter des neu zu errichtenden Lehrer-Seminars bestimmt und am 31. Mai 1838 war Zunz der gewählte Direktor. Die officielle feierliche Eröffnung der Anstalt fand am 18. November 1840 statt, mit welchem Tage die Leidensgeschichte Zunz' ein Ende nahm. —

Diese Schilderung giebt uns Maybaum in Briefen von, an und über Zunz, wofür die jüdische Geschichte Maybaum Dank schuldet. Wenn auch Maybaum diese Briefe nur als Beitrag und Hülfe dem zukünftigen Geschichtsschreiber betrachtet und bescheiden zurücktritt, so geben wir uns gerne der Hoffnung hin, daß wir in nicht allzuferner Zeit den Biographen Zunz' begrüßen werden können.

Karlsbad. Dr. Ziegler.

---

## Ist das Buch von Leroy Beaulieu „Israel chez les nations" zur Verbreitung geeignet?

In einer Zeit, welche geneigt ist, aller sachlichen Meinungsverschiedenheit eine persönliche Spitze zu geben, nimmt man oft auch die falsche Maßregel eines Freundes ruhig hin, um dessen freundschaftliche Gesinnung nicht unnöthig auf die Probe zu stellen, und vorsichtiger als andere müssen in der Kritik die Juden sein, wollen sie nicht die spärlichen Freunde verletzen, die für sie eintreten.

Wenn trotzdem die folgenden Zeilen den Zweck haben, eine aus der edelsten Absicht und zu Gunsten der Juden getroffene Maßregel von jüdischem Standpunkte aus zu kritisiren, so geschieht dies in der ausdrücklichen wärmsten Anerkennung des so wohlthätig wirkenden „Vereines zur Abwehr des Antisemitismus" und in dem Wunsche, daß der Verein in der Wahl seiner Mittel stets recht glücklich sein möge. Möge man auch den Zweck der folgenden Zeilen nicht verkennen, möge man uns nicht übertriebene Empfindelei und Undankbarkeit vorwerfen. Wir wünschen ja nichts sehnlicher, als daß das Vorgehen des Vereines vom größten Erfolge begleitet sei, und daß jede Publikation des Vereines die Zahl seiner Mitglieder vermehre und jedes Vorurtheil gegen Juden und Judenthum zerstreue, sei es vom Haß oder der Unwissenheit eingegeben. Aber die mit dem Titel dieses Aufsatzes aufgeworfene Frage zu beantworten, ist vielleicht jüdisches Urtheil mehr berechtigt, als nichtjüdisches, weil man in eigener Sache doch das richtigste Gefühl hat.

Daß die Frage überhaupt berechtigt ist, wird gar mancher jüdische Leser des Buches empfunden haben, denn es dürfte gar Mancher mit sich darüber zu Rathe gegangen sein, ob er das Buch seinen nichtjüdischen Freunden weitergeben solle oder nicht, und es mag also gestattet sein, öffentlich darüber zu verhandeln, ob der „Verein zur Abwehr des Antisemitismus" mit der Verbreitung dieses Werkes den richtigen Griff gethan hat.

Vor Allem dürfte sich kaum Jemand darüber einem Zweifel hingeben, daß das in Rede stehende Buch kein Buch für die große Menge ist, schon aus äußeren Gründen nicht. Gegenüber einer Schmähliteratur von Flugschriften, wie es ganz besonders jene ist, gegen welche der mehrgenannte Verein seit Jahren ankämpft, kommt man mit dickbändigen gelehrten Werken nicht auf; da sind vielleicht kurze, markige Abhandlungen mit womöglich recht marktschreierischen Titeln mehr am Platze; ein Beispiel hierin hat bekanntlich der „Verein zur Massenverbreitung guter

Schriften“ gegeben, als er sich entschloß, gegen die Literatur der Schundromane mit gleichen äußeren Mitteln aufzutreten.

Daß das Buch auch aus inneren Gründen nicht ein populäres im gewöhnlichen Sinne werden kann, daran hindert es seine wissenschaftliche Form; manche Abhandlung, namentlich auf ethnographischem Gebiete, ist für den Laien nicht bündig und klar genug.

Bleibt die Frage zu beantworten, ob das Buch von dem Manne mittlerer Bildung — speziell dem Nichtjuden mit Nutzen gelesen werden kann, oder präziser gesagt, mit jenem Erfolge, welchen der Verein ja gewiß herbeiführen will; ob man dasselbe z. B. jenem großen Heere der Beamten und Lehrer, die hinter der Fahne des Antisemitismus weniger die Furcht vor der verschwindenden antisemitischen Concurrenz, als vielmehr die Unzufriedenheit mit ihrem eigenen Schicksal einhertragen, beruhigt anvertrauen kann, oder ob nicht gerade vom jüdischen Standpunkte aus schwerwiegende Bedenken hiegegen angeführt werden können.

Ich habe mich nach langem Zögern für das Nein entschieden und mich hiebei besonders von einer Stelle des Buches bestimmen lassen; ich habe nicht Lust, die Geschichte von der Ohrfeige, welche die römischen Juden sich alljährlich holen mußten, bei Jenen weiter zu verbreiten, die sie vielleicht noch nicht kennen, weil meine Wange von der erlittenen Schmach noch brennt, und weil man, wenn man seine Familie schützen und vertheidigen will, wenn man ihr Ansehen zu erhöhen bestrebt ist, gewiß ihre Erniedrigung, und sei sie noch so ungerecht erlitten, sei sie noch so standhaft ertragen worden, nicht in die Welt hinausträgt.

Vielleicht habe ich Unrecht, wenn ich die Stimme der Vernunft, die mir tausend Gründe für das Buch einflüstert, von einer Aufwallung des Gefühles übertönen lasse, aber ist, frage ich, der Antisemitismus mehr Vernunfts- oder mehr Gefühlssache? Ist der Haß gegen die Juden nicht seit jeher zuerst dem Gefühl entsprungen und hat nach Zeit und Ort nur das Kleid gewechselt, das durchsichtige Kleid, das ihm bald fanatischer Glaubenseifer, bald nationaler Größenwahn, bald berechnender Neid gewoben?

Wenn ich oben nur eine Stelle besonders erwähnt habe, so will ich dabei nicht der zahlreichen ähnlichen vergessen, welche mich in meinem Entschlusse, das Buch an Nichtjuden nicht weiterzugeben, nur bestärkt haben; die Ohrfeige anzuführen mag historischer Wahrheit wegen nöthig gewesen sein; wie verhält es sich aber mit folgender Stelle im Cap. IX.: „le genie juif“, wo es wörtlich heißt: „Nous n'avons pas toujours à nous louer de son (du juif) intervention dans les affaires publiques — alors même qu'il n'y voit qu'une affaire“, ist diese Bemerkung nöthig gewesen, ist sie geeignet, der Sache zu nützen, die der Autor mit solchem Aufwand von Wissen und Geist vertritt?

Daß das Buch geschrieben wurde, ist gut und besser noch ist, daß es von einem Manne geschrieben wurde, der an Wissen, Erfahrung und ethischen Bestrebungen seine Zeitgenossen überragt; ich wünschte nur, es läsen es alle Juden! Vielleicht bringt es manchen Glaubensgenossen zurück von jenem Protzenthum, von jenem allzu selbstbewußten Benehmen, das stets den homo novus kennzeichnet, wenn die Erniedrigung seiner Väter an seinem geistigen Auge vorüberzieht; vielleicht giebt andererseits die erneute Erinnerung an so viele Helden des Schwertes und des Geistes mancher jüdischen Hausfrau den Stolz zurück, den sie vergessen hat, wenn sie um jeden Preis darnach strebt, nicht-jüdische Gesellschaft in ihren Salons zu

sehen, unbekümmert um den oft nur zu berechtigten Spott ihrer Gäste, oder wenn sie sich von einem arischen Lächeln in Entzückung versetzen läßt.

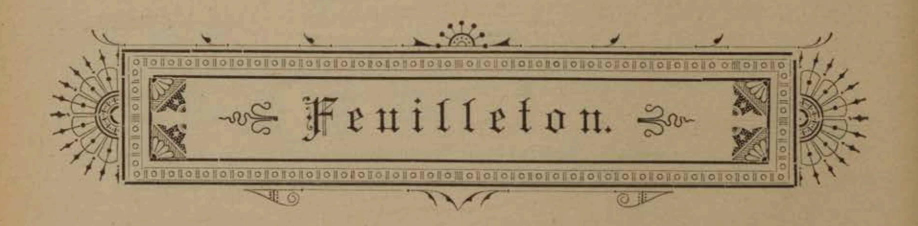
Mangel an Bescheidenheit einerseits, Mangel an Stolz andrerseits, — ich halte dafür, daß Beides nur zu oft der gesellschaftlichen Stellung der Juden geschadet hat.

So sehr nun aber das Buch Denen empfohlen werden kann, deren Rehabilitirung es gewidmet ist, so bleibt doch manches Bedenken bestehen, ob es seine volle Wirkung auf den Leser nicht in sich selbst wieder abschwächt; und wenn auch die Autorität des Verfassers und die Lauterkeit seiner Gesinnung manch bitteres Wort ob des vielen Guten, das uns sein Werk bringt, hinnehmen heißt, so mag doch nach dem Gesagten ein Zweifel daran gestattet sein, ob der „Verein zur Abwehr des Antisemitismus" mit der Massenverbreitung des Buches seinen Zielen unbedingt gedient habe. Dr. O. Schwarz.

Neu eingegangene Werke und Schriften:

Maskereth Ahaba. Andacht bei der Seelengedächtnisfeier. Von Rabbiner Dr. J. Rabbinowitz (Rakonitz, Selbstverlag).

Pirche Abib, Jugendblüthen. Von Isidor Brüstiger. (Lemberg, Jakob Ehrenpreis.)




## Heirat in Scherz — Scheidung in Ernst.

Nach dem Englischen von Jessie Kurrein.

„Wie? Sie sind nicht fromm?" fragte erstaunt Hanna.

„Nein, ich bin schon ganz links", meinte er.

„Das ist schlimm!" sagte Hanna.

„Nun, keiner ist heutzutage besser", versetzte er; „die alte Frömmigkeit geht verloren. Heute ist Purim. Wie viele der Anwesenden, glauben Sie, werden wohl die Vorlesung der Meggillah angehört und dem Gottesdienst angewohnt haben? Dort sitzt ein Rabbiner unbedeckten Hauptes! Wer aus der Gesellschaft wird wohl den Brauch des Händewaschens üben und das Gebet vor und nach der Mahlzeit sprechen? Man muß noch froh sein, wenn das Mahl rituell zubereitet ist und keine Schinkenschnitten auf

der Tafel sich befinden. Mein alter Vater wäre entsetzt über eine solche Gesellschaft gewesen!“

„Es ist kaum glaublich“, erwiderte Hanna, „wie wir Juden außerhalb des Tempels unsere Religion vernachlässigen. Mein Vater würde sicherlich, wenn er hier anwesend wäre, unbekümmert um die übrigen, den Segen vor und nach dem Tische sprechen, auch wenn es keiner weiter thäte.“

„Und ich“, meinte David, „würde ihn dafür achten, obgleich ich gestehe, daß ich seinem Beispiele nicht folgen würde. Er ist wohl noch aus der alten Schule?“

„Es ist Rabbi Schemul“, sagte Hanna mit Würde.

„Wirklich?“ rief David verwundert aus, „den kenne ich gut. Als Kind segnete er mich immer und schenkte mir dann einen Kreuzer. Ein lieber Alter! Kommen noch immer die Armen zu ihm, um über religiöse Dinge Belehrung und Auskunft zu holen?“

„Gewiß, die Armen bleiben immer fromm!“

„Die Armen sind immer die reichsten an idealen Gütern“, bemerkte David.

„Jawohl“, erwiderte Hanna, „nur schaffen ihnen die religiösen Beschränkungen und Schwierigkeiten größere und empfindlichere pekuniäre Verlegenheiten.“

„Infolge dessen, glaube ich, belästigen sie Ihren Vater ebenso oft und stark in dem einen wie im andern Falle.“

Das Nachtmahl mit seinen Rechten und Pflichten kam nun an die Reihe. David schob seiner Tischnachbarin Hanna fortwährend Leckerbissen zu.

„Nicht doch!“ meinte Hanna, „wenn mein Gatte Sie beobachtete!“

„Ei was!“ sagte er, „ich kann den Gedanken gar nicht fassen, daß Sie eine verheirathete Frau sind.“

„Spiel ich denn meine Rolle gar so schlecht?“

„So ist es doch eine Rolle!“ sagte er hastig.

„Eine traurige Wahrheit, ich wollte, sie wäre es nicht,“ versicherte Hanna.

„Sind Sie nicht glücklich?“ fragte er sanft.

„Nicht in meiner Ehe!“

„Sam muß ein Unmensch sein“, platzte David heraus, „und versteht nicht, Sie zu behandeln. Ich möchte ihn prügeln, wie er dem dicken, rothen Frauenzimmer dort so eifrig den Hof macht.“

„Reden Sie nicht so“, sagte Hanna, nur mit Noth ihre gemischten Gefühle beherrschend, „sie ist meine Freundin.“

„Die sind immer die ärgsten. Sagen Sie aber, wie kamen Sie dazu, ihn zu heirathen?“

„Zufall!“ sagte Hanna kurz.

„Zufall?“ erwiderte er mit einem starren Blick des Staunens.

„Hat auch gar nicht viel auf sich“, fuhr Hanna ruhigen Tones fort, „morgen werde ich von ihm geschieden. Geben Sie doch acht, bald hätten Sie den Teller zerbrochen.“

David sah sie wie versteinert an und wiederholte mechanisch: „Morgen werden Sie von ihm geschieden?“

„Ja, ist denn dabei etwas so außergewöhnliches?“

Nachdem ihr David längere Zeit ins Gesicht geschaut hatte, sagte er bestimmt: „Jetzt weiß ich erst recht, daß Sie mich zum besten halten“.

„Lieber Herr Brandon, wollen Sie mich durchaus zur Lügnerin machen?“

Jetzt war es an ihm, sich zu entschuldigen, dabei bot er ein solches Bild der Verlegenheit und Verwirrung, daß Hanna ihren Ernst nicht mehr bewahren konnte und in ein heftiges Lachen ausbrach, was seine Verwirrung noch steigerte und ihm völlig jede Fassung raubte.

„Ich will denn doch“, begann sie, „Mitleid mit Ihnen haben und Ihnen das Räthsel lösen, jedoch unter der Bedingung, daß Sie es nur für sich behalten. Nur unser intimster Kreis ist darin eingeweiht, und ich will nicht zum Gespräch und Gespötte der Gasse werden.“

Nun erzählte sie ihm den ganzen Hergang der Sache und mit dem Verlaufe verklärten sich sichtbar seine Gesichtszüge, und als sie zu Ende war, sprach er ihr seine herzliche Gratulation aus, und fröhlich schlossen sich beide wieder den übrigen Tänzern an.

## II.

„Guten Sabbath, Simcha!“

„Guten Sabbath, Schemul!“ So erwiderte die Frau des Gatten Sabbathgruß und aus ihren Augen erglänzte die Liebe, die scharfen Züge leuchteten von Friede und Wohlwollen in dem befriedigenden Bewußtsein, die Sabbathlichter angezündet und von den Sabbathbroten die Chala die erste Gabe Gott gewidmet zu haben und so würdig vorbereitet den Sabbath zu empfangen.

Schemul der Gatte umarmte sein Weib, legte segnend seine Hände auf das Haupt seiner Tochter Hanna und sprach: „Der Herr segne Dich und behüte Dich; der Herr lasse sein Antlitz Dir leuchten und sei Dir gnädig; der Herr wende sein Antlitz Dir zu und gebe Dir Frieden, Amen!“

„Ich freue mich, Vater, daß Du den Mann nicht mitbrachtest“, sagte Hanna.

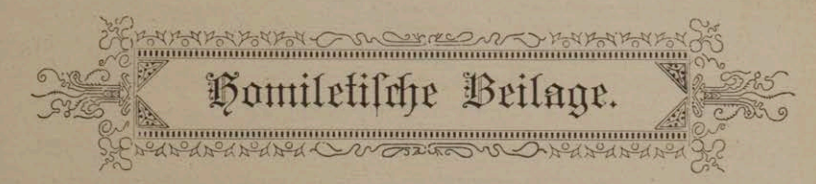
„Welchen Mann?“ fragte R. Schemul.

„Das Affengesicht, welches immer so viel schwätzt".

Der Vater überlegte und sagte endlich: „Ich kenne keinen solchen".

„Pinchas meint sie, den Dichter", fügte die Mutter aufklärend hinzu.

(Fortsetzung folgt.)



## Homiletische Beilage.

### Die Wächter der Lehre.

Von Dr. B. Plaček, Landesrabbiner in Brünn.

„Bei allen Geräthschaften der Stiftshütte" heißt es: Gott sprach: Du sollst sie machen — doch bei der Bundeslade heißt es: Ihr sollt sie machen. Gott wollte damit dem Moses andeuten: Alle sollen sie kommen und mit Hand anlegen bei der Verfertigung der Bundeslade, damit sie alle Antheil an der Thora gewinnen." (Midrasch rabba 2. B. M. 34.) Für die Thora, die von Gott stammt, ein sicheres Behältnis zu schaffen, in welchem es verwahrt bleibe für alle Zeiten, darin liegt in kurzen Umrissen Israels gesammte Lebensaufgabe zusammengefaßt für das Volk, wie für jeden Einzelnen. Dem Gesetze, einen „Aron" zu schaffen, mit Ringen und Handhaben, woran man es halten und tragen könne, das ist ein Werk, gemeinsam für alle und jeden, ein Gemeingut aller und eine gemeinschaftliche Pflicht für alle. Dadurch unterschied sich eben das Judenthum zu allen Zeiten von andern Glaubensbekenntnissen. Die Pflege, Erhaltung und Entfaltung der Glaubenslehre war nicht das Vorrecht eines Standes, war nicht eingeschränkt und gebannt in die engen Bezirke einer Kaste; sie war frei. Jeder konnte und sollte sein Anrecht daran geltend machen. Kein Stand war so hoch, daß er es erst weihen und keiner so gering, daß er es entweihen konnte. Der Purpur des Königs und das Schurzfell des Arbeiters, beides glich die Beschäftigung mit dem Gesetze aus, und Fürsten und Bettler, und Priester und Handwerker und Verkehrsleute, alle arbeiteten an der Bundeslade, an der geeigneten Form, welche den Kern des Gesetzes für die Verhältnisse des Lebens erhalte und ausgestalte. Und ob er das Scepter schwang oder die Kelle, er hatte vor dem Gottesgesetze nur so viel Geltung, als er durch sein Verdienst um dasselbe sich erworben. So war es zur Zeit der staatlichen Selbstständigkeit unseres Volkes und auch später noch, als das talmudische Gesetz bestimmten Ausdruck gewann. Doch selbst, nachdem der Sturm des

Mißgeschickes längst Israel wie Spreu nach allen Enden zerstreut und Israels Dasein zu einer Folterbank gemacht, welche von des Wiege bis zum Grabe reichte, auch später, als die gelben Flecke, die Judenräder die einzigen Orden des Juden, die blauen Zettel sein einziges Diplom, die Familienstellen sein Stammbaum und Judennamen, Judensteuer, Judenämter, Judenrechte seine einzigen Vorrechte und Auszeichnungen waren, da gabs doch noch ein Gebiet, eine Stelle, wo er sich seinen Adelsbrief holen konnte: die Pflege des Gottesgesetzes. Auf dem Gefilde des Thorastudiums der rabbinischen Gelehrsamkeit, da blühten dem Juden die einzigen Ehrenkränze der Achtung, des Ansehens, wenn auch nur unter seinen eigenen Stammgenossen. Verdienste um jene, sie waren es, welche ihn in den Augen dieser adelten. Nach allen den mannigfachen lockenden Kronen, die das Geschick und menschliche Bestimmungen vertheilen, nach keiner von diesen durfte der Jude die Hand ausstrecken. Versagt blieben ihm die Bürgerkrone, die Fürstenkrone, die Priesterkrone, er durfte sich kaum in ihrem Glanze sonnen; doch die Krone der Bundeslade, die lag stets frei vor ihm als edles Ziel für sein Streben, (Joma 72b) und welchen immer der Ruf der Schriftgelehrsamkeit diese Krone zuerkannte, das waren die ruhmgekrönten Häupter unter den Juden. Und ob sie in sicherem Amte, umgeben von dichtem Schülerkreise, lehrten, ob sie im weltfernen Kämmerchen einsam über die Folianten gebeugt saßen, oder ob sie am Wanderstabe von Gemeinde zu Gemeinde zogen, um für das reiche Manna ihrer Lehre die spärlichen Brosamen der Milde einzutauschen, gleichviel, sie konnten die Ehrfurcht heischen, welche man der Krone, der Thora erwies. Sie bildeten — so sonderbar das Wort von hier aus klingen mag — eine Art Freimaurer-Orden. Banoin, so nannten sie auch unsere Weisen. „Die Schriftgelehrten, das sind Bauleute, denn sie arbeiten an dem Aufbau der Welt, der edlen Menschenwelt.“ (Sabbat 114 a.) So war es vormals. Unserer Zeit blieb es jedoch vorbehalten, das freie Forschen im Gesetze zu einem bloßen Brotstudium zusammenschrumpfen zu lassen und es aus den jüdischen Häusern hie und da in eine Gelehrtenstube oder in einen Hörsaal allmälig zu verbannen. Die Pflicht, das Gesetz zu pflegen und zu wahren, die sonst auf alle oder viele vertheilt war, wird jetzt immer mehr auf die Schultern einzelner Berufener geschoben. Je vereinzelter diese dastehen, desto fester und zuverlässiger müssen sie darum für das Gesetz, das ihrem Schutze überantwortet ist, eintreten.

Geleitet von einer für andere Zwecke festgestellten Mischnaregel wollen wir unter den berufenen Wächtern der Gotteslehre ein wenig Umschau halten.

(Fortsetzung folgt.)

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Simon Stern in Saaz.
Druck von Fritz Kränzle in Saaz.